

Gesellschaft: Die interessantesten Paare der Schweiz

DIE WELTWOCHEN

Nummer 29 – 20. Juli 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Tennis
Roger Federer
als Unternehmer



**AFRIKANER
IN DER SCHWEIZ**
Das Geschäft
mit der Liebe

PARTEIEN
Petra Güssi
öffnet sich

ISRAEL
Das Wunder
von Basel

Sergio Ermotti in den Bundesrat

Der ideale
Kandidat

4 194407 006904 29



LEGENDÄR!

8 SIEGE IN WIMBLEDON.
19 GRAND SLAM®-TITEL.

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie hat erlebt, dass ein Champion als der größte Spieler aller Zeiten in die Geschichte des Herrentennis eingeht. Am Handgelenk eines legendären Tennistalenten, der seine Reise fortsetzt und Rekorde bricht, immer und immer wieder, mit der für ihn typischen Präzision und Eleganz. Rolex gratuliert dem unvergleichlichen Roger Federer zu seinem 8. Sieg in Wimbledon und zugleich 19. Grand Slam®-Titel. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

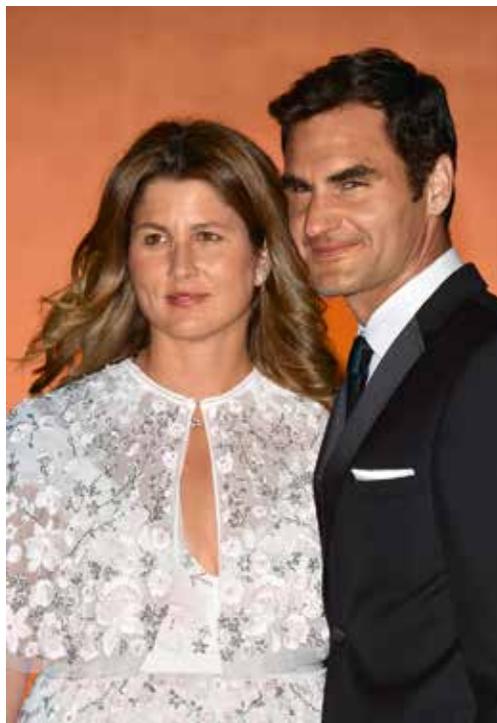


Wenn im Bundesrat eine Stelle frei wird, ist Wettbewerb von aussen unerwünscht. Die Vereinigte Bundesversammlung, die als Wahlbehörde amtiert, bevorzugt Eigengewächse. Kluge Köpfe, die nicht bereits im Nationalrat oder im Ständerat sitzen, haben schlechte Karten. Dass Bundesratswahlen faktisch in einem geschlossenen System stattfinden, ist bedauerlich. Dabei hätte die FDP, die oft und gerne von Wettbewerb spricht, jetzt die Chance, einen hochwillkommenen Kontrapunkt zu setzen. UBS-Konzernchef Sergio Ermotti ist führungsstark, wirtschaftserprobt, weltmännisch – und trotzdem im Tessin verwurzelt geblieben. Die Redaktion der *Weltwoche* steht für unkonventionelle Denkansätze, für mutiges Querdenken, für originelle Ideen und unternehmerische Köpfe, die das Land vorwärtsbringen. Sergio Ermotti als Bundesratskandidat? Das wäre ein starkes Zeichen für die Schweiz. **Seite 20**

Petra Gössi ist gefragt wie selten. Seit FDP-Bundesrat Didier Burkhalter seinen Rücktritt angekündigt hat, wird jedes Wort der Parteichefin aufmerksam gewogen. Inlandchef Philipp Gut hat die Juristin am Dienstag dieser Woche in Bern getroffen und sie über die FDP-interne Kandidatenkür, ihre eigenen Regierungsambitionen und dazu befragt, welches Gepräge sie der Gründerpartei unseres Bundesstaates geben will. Überraschend offen berichtet die Politikerin, die ihr Privatleben sonst gern für sich behält, über ihr Elternhaus im ländlichen Kanton Schwyz. Sie verrät sogar, für wen ihr Herz schlägt. **Seite 30**

Andächtig lauschten chinesische Manager, als Tyler Cowen am World Economic Forum (WEF) in Dalian auftrat. Der amerikanische Top-Ökonom war so etwas wie der heimliche Star des Treffens, weil er zu fast jeder Debatte einen originellen oder provokativen Gedanken beisteuern kann. Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Digitalisierung, findet er, würden überschätzt. Cowen scheute sich auch nicht, die heiklen Punkte der chinesischen Wirtschaftsordnung zu thematisieren: die gigantische Verschuldung des Staates und der staatlichen Unternehmen etwa. Man finde in China immer eine Lösung, beschwichtigten chinesische Teilnehmer einer Diskussionsveranstaltung. «Ein Zahlungsausfall ist ein Zahlungsausfall», entgegnete Cowen. Die *Weltwoche* hat Tyler Cowen anlässlich des China-Forums getroffen und mit ihm über China und die USA gesprochen. **Seite 52**

Acht Wimbledon-Siege, neunzehn Grand-Slam-Titel: Roger Federer schrieb vergangene Woche wieder Tennisgeschichte. Der Baselbieter ist



Zur richtigen Zeit: Mirka und Roger Federer.

nicht nur sportlich eine herausragende Grösse, auch wirtschaftlich macht er fast alles richtig. Unser Redaktor Thomas Renggli hat sich auf die Suche nach dem Erfolgsrezept der «Firma Federer» gemacht. Roger Brennwald, Direktor des ATP-Turniers in Basel, zeigt sich beeindruckt vom Personalmanagement des Tennis-Genies: «Roger Federer hat in seinem Team die richtigen Leute am richtigen Ort zur richtigen Zeit.» Gleichzeitig kennt Brennwald aber die Grenzen von Federers Angestellten: «Die wichtigen Entscheidungen fällt immer Roger Federer höchstpersönlich.» **Seite 14**

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten
IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,
Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*)
Bildredaktion: Martin Kappler,
Larissa Weber (*Assistentin*)
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



CHAMPION!

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie hat einen grandiosen Erfolg beim prestigeträchtigen Turnier im Tennis erlebt. Am Handgelenk einer Sportlerin, die sich mit beeindruckender Ausdauer, Eleganz und kraftvollen Bällen einen Platz unter den Topspielerinnen verdient hat. Rolex gratuliert Garbiñe Muguruza zu ihrem zweiten Grand Slam®-Titel und dem ersten Sieg auf Rasen in Wimbledon. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36



Trumps Sumpf

Verding-Millionen; die Sache mit Russland; Zuwanderung und Adolf Ogi.

Von Roger Köppel

Simonetta Sommarugas Bundesamt für Justiz (EJPD) meldet Interessantes. Die Nachfrage für die Wiedergutmachungsgelder an ehemalige Verdingkinder ist weit geringer als erwartet. Letzten Herbst stellte das Parlament 300 Millionen Franken für die Entschädigung bereit. Man ging von rund 20 000 noch lebenden Opfern aus. Sie sollten sich innerhalb eines Jahres melden und würden pro Person bei Erfüllung der Kriterien 25 000 Franken bekommen. Nach den ersten Monaten gingen allerdings nur gerade 2536 Gesuche ein. Blicke es bei diesem mässigen Interesse, würde Sommarugas Fonds nur gerade zu einem Drittel ausgeschöpft. Linke Kreise fordern bereits, dass man den Gesuchstellern einfach die Einzelprämien erhöhe, auf dass die 300 Millionen trotzdem aufgebraucht würden.

Was ist der Grund für die relative Nichtbeachtung des mit grossem Politpomp eingeflogenen Prestigeprojekts der Justizministerin? Es kann sein, dass die angepeilten Verding-Opfer sich in einem geringeren Ausmass als Opfer empfinden, als dies ihre Sachwalter in Bern gern haben möchten. Vielleicht zögern sie auch einfach, geschenktes Geld vom Staat zu nehmen auf Kosten anderer Steuerzahler. Eigenverantwortung. Im Parlament war ich gegen diesen Fonds. Ich halte nichts davon, Moralvorstellungen von heute in die Vergangenheit zu übertragen, frühere Zeiten mit den Massstäben der Gegenwart zu messen. Was die Leute für gut und richtig halten, ist immer ein Resultat der Zeit und ihrer Umstände.

Ich bin sicher, das Verdingssystem wurde damals wie unsere Kinder- und Erwachsenenschutzbehörden (Kesb) heute mit den allerbesten Motiven als Hilfe für Buben und Mädchen aus schwierigen Verhältnissen erfunden. Wahrscheinlich werden in fünfzig Jahren Politiker einen 300-Millionen-Franken-Fonds für die Opfer der Kesb einfordern.

Wie sind die Vorgänge um US-Präsident Donald Trumps Sohn und die Russen zu deuten? Nicht gut. Konservative amerikanische Leitmedien, insbesondere Fox TV, das ich sonst sehr schätze als Gegenstimme zum hysterischen Trump-Zerstörer-Lager, spielen die Sache herunter. Zu Unrecht. Die Trumpisten behaupten seit Monaten, es habe im Wahlkampf keine Kontakte und keine Verhandlungen mit den Russen gegeben. Diese Behauptungen werden gerade als Lügen entlarvt.

Letzte Woche kam heraus, dass Trump Junior im Juni 2016 sehr wohl eine russische Anwältin traf, die vorgab, offizielle Informationen des Kreml gegen Hillary Clinton zu besitzen. Der junge Trump sagte freudig zu – «I love it», schrieb er in einem Mail. Ein Kapitalfehler.

Jetzt ist es aktenkundig: Das Trump-Lager hatte die Absicht, mit den Russen gegen Clinton im US-Wahlkampf zusammenzuspannen. Amerikaner kungeln mit einer feindlichen Macht gegen andere Amerikaner. Das sieht schlecht aus. Die Ausrede, die Anwältin habe



Feindliche Macht: Trump Junior.

die heissen Informationen gar nicht gebracht, ist dürr. Wer mit der Absicht, den Arbeitskollegen auszurauben, in dessen offenes Büro eindringt, um es mit leeren Taschen zu verlassen, weil die erhoffte Beute wider Erwarten nicht zu finden war, bleibt dem Motiv nach ein Einbrecher. Die Absicht zählt.

Was es noch schlimmer macht: Trumps Sohn rückte die fraglichen E-Mails erst scheinungsweise unter Druck heraus. Selbst nach einem freundlichen Interview, das volle Transparenz herstellen sollte, musste Junior-Trump weitere Fakten zugeben. Wird Trump seinen Sohn jetzt feuern? Der Präsident siegte auch deshalb in den letzten Wahlen, weil die Leute die Nase

voll hatten von den Clintons, ihren Heimlichkeiten und Skandalen. Trump wankt im Sumpf, den er trockenlegen wollte.

Tages-Anzeiger und NZZ sind im Chor mit den Bundesämtern fast ausser sich vor Freude über die neuen Zuwanderungsstatistiken. Die Migration gehe zurück, die böse SVP liege falsch. So ungefähr der Tenor. Anlass der Jubel-Offensive: Im ersten halben Jahr seien netto nur 25 526 Ausländer in die Schweiz gekommen. Das gibt, wenn wir es aufs Jahr hochrechnen, rund 50 000 Einwanderer. Nicht eingeklammert in die frohe Botschaft wurde der Asylbereich. Nach bisherigen Schätzungen dürften bis Ende Jahr weitere 20 000 bis 25 000 Asylanten kommen. Das ergibt zusammen 70 000 bis 75 000 Menschen mehr, ein Wachstum der Gesamtbevölkerung von bald einem Prozent. Das ist fast doppelt so viel wie in Deutschland vor der grossen Flüchtlingswelle.

Was ist an dieser Nachricht so berauschend? Vielleicht bin ich schwer von Begriff. Die NZZ freut sich, dass die Schweiz für Stellensuchende aus der EU jetzt offensichtlich weniger attraktiv geworden ist. Dies sei «politisch begrüssenswert». Ich finde es weder politisch noch sonst «begrüssenswert», wenn die Schweiz nicht zuletzt wegen der anhaltenden Masseneinwanderung an Attraktivität und Wohlstandskraft verliert. Verkehrte Welt: Das Ideal der NZZ ist eine unattraktive Schweiz mit offenen Grenzen. Ich bin für eine attraktive Schweiz, die ihre Grenzen besser und vor allem selber kontrolliert.

Federer: Wow.

Alt Bundesrat Adolf Ogi feiert seinen 75. Geburtstag. Nichts gegen Würdigungen altgedienter Politiker, ich schätze ihn ja auch. Aber es ist schon erstaunlich, dass sich kaum ein kritisches Wort in all den Heiligsprechungen findet. Ogi brockte uns die massiv überbezahlte Neat im Dienst der EU ein. Unter seiner Leitung wurde die Armee nachhaltig krankreformiert. Wäre es nach Ogi gegangen, wäre die Schweiz heute Mitglied der Europäischen Union. Was er vermutlich heute selber als einen seiner grössten Irrtümer durchschaut. Seine Leistung: Ogi ist ein PR-Genie, ein begnadeter Verpackungskünstler, ein kluger Architekt auch seiner eigenen Laufbahn. Unklar ist, ob das Verlagshaus Ringier ihn oder ob er das Verlagshaus Ringier für sich vereinnahmte. Kein anderer Politiker jedenfalls wurde zeitlebens freundlicher gestreichelt und getragen von dem Zürcher Medienkonzern, der bei Bedarf auch ganz andere Saiten aufziehen kann (Blocher, Borer etc.). Dies ist keine Ogi-Demontage, sondern ein Plädoyer gegen die Ogi-Überhöhung. Ich wünsche ihm alles Gute zum Geburtstag: Ogi, dem Menschen und nicht dem journalistischen Konstrukt, das derzeit durch die Medien gesteuert.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



«Ohne Weichspüler»: Mona Vetsch. Seite 40



Genug ist nicht genug: Ibiza. Seite 66



«Wir haben immer das Ticket der anderen Parteien akzeptiert. Jetzt fordern wir Gegenrecht ein.»

Petra Gössi: Seite 30

Titelgeschichte

- 20 **Sergio Ermotti** Der UBS-Chef ist der ideale Bundesratskandidat
- 22 **Gradlinig**
Ermottis bestechende Leistungsbilanz
- 23 **Sympathieträger** Die Qualitäten des Tessiner Weltbürgers

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Fall Sperisen** Politischer Häftling
- 9 **Im Auge**
Johnny Depp, Fluch der Kreditkarte
- 10 **Bundesrat** Penibles Versteckspiel
- 12 **Personenkontrolle**
- 14 **Nachruf**
Liu Xiaobo, Friedensnobelpreisträger
- 16 **Mörgeli**
Postfaktische Vorstoss-Schleuder
- 16 **Bodenmann**
EU-kompatibel gelöst
- 19 **Medien**
Der digitale Prediger
- 19 **Die Deutschen**
Können Linke gewaltbereit sein?
- 24 **Wochenschau** Doris Leuthard trifft Emmanuel Macron
- 25 **Asylpolitik** Zentralschweizer Kantone fühlen sich verschaukelt
- 50 **Trumps Woche** Wundersam
- 51 **Brief aus...** Siebenbürgen

Inland

- 26 **Das Wunder von Basel** Vor 120 Jahren initiierte Theodor Herzl den Staat Israel
- 28 **Zionistenkongress**
Die Feier, die nicht stattfindet

- 34 **Ruag** Schwierige Entflechtung nach dem Hackerangriff
- 35 **Verdingkinder** Nur wenige Betroffene wollen Geld vom Staat
- 36 **Afrikaner in der Schweiz** Wenn die interkulturelle Ehe zum Albtraum wird
- 38 **Menschenrechtsrügen aus Lettland**
Heuchlerische Kritik an der Schweiz
- 39 **Leutschenbach hat doch recht**
Gegenrede von Bruno S. Frey

Interviews

- 30 **Petra Gössi** Die FDP-Präsidentin zur Kandidatenkür für die Nachfolge von Didier Burkhalter im Bundesrat
- 52 **Tyler Cowen** Der Starökonom über die Selbstgefälligkeit des Westens und zu Trumps Wirtschaftsprogramm

Ausland

- 33 **Stauffenberg – ein Mann der Tat**
Hans Fehr über den Hitler-Attentäter
- 44 **Migration** Hilfsorganisationen schleusen Illegale nach Europa
- 46 **Wolfgang Bosbach** Wie tickt der prominente CDU-Politiker wirklich?
- 48 **Singapur** Familienfehde im asiatischen Vorzeigestaat
- 50 **Trump und Russland**
Kein Hochverrat, kein Verbrechen

Wirtschaft & Wissenschaft

- 42 **Entfesseltes Afrika** Jean-Claude Bastos über Chancen für Investoren
- 56 **Digitalisierung** Überwindet der Mensch sein äffisches Erbe?
- 68 **Das Fortschritts-Märchen**
Frühere Epochen waren innovativer

Kultur & Gesellschaft

- 40 **Mona Vetsch** Schichtwechsel bei der populären Radiomoderatorin
- 57 **Brian Wilson** Die Beach-Boys-Legende in Montreux
- 58 **Madame de Staël** Erinnerung an die Schweizer Freiheitskämpferin
- 62 **Beyoncé und Jay-Z** Die spannendste Ehe im Showgeschäft
- 64 **Schweizer Paare** Bestenliste von Hildegard Schwaninger
- 66 **Ibiza** Mark van Huissing über die weisse Insel

Rubriken

- 14 **Kopf der Woche**
Roger Federer
- 54 **Ikone der Woche**
Daenerys Targaryen
- 56 **Die Bibel** Scheitert der Sozialstaat?
- 60 **Knorr** «Valerian and the City of a Thousand Planets»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz**
Jimmy Smith–Lou Donaldson Quartet
- 70 **Thiel** Pulsmesser
- 70 **Namen** Im grünen Bereich
- 70 **Fast verliebt** Innere Reinigung
- 71 **Unten durch** Pizza
- 72 **Wein** Wurzelechte Zyprioten
- 73 **Motorrad** BMW R nineT Custom
- 74 **Darf man das?/Leserbriefe**

jura[®]



19. Grand Slam

Herzliche Gratulation zu Deinem fantastischen 8. Triumph in Wimbledon und somit zu Deinem 19. Grand-Slam-Sieg, Roger!

JURA und Roger Federer – Schweizer Präzision.

www.jura.com



DANKSAGUNG

Im Jahr 2010 wurde bei der Bestandsaufnahme im Genfer Zollfreilager der Herakles-Sarkophag beschlagnahmt. Eingehende Recherchen ergaben, dass der Sarkophag aus Perge in der Türkei stammt. Aufgrund Ihres beispielhaften Verhaltens im Kampf gegen den illegalen Handel mit Kulturgütern und Ihrer vorbildlichen Kooperation im gerichtlichen Prozess, der mit der Rückgabe des Sarkophags an die Türkei endete, möchten wir

den Schweizer Behörden, allen voran dem Zollamt, der Polizei und der Justiz des Kantons Genf,

und Herrn Prof. Marc-André Renold, Leiter des Zentrums für Kunst- und Kulturgüterrecht an der Universität Genf,

unseren herzlichsten Dank aussprechen. Des weiteren möchten wir

Frau Irina Bokova, Generaldirektorin der UNESCO,

Herrn Pierre Maudet, Minister für Sicherheit und Wirtschaft des Kantons Genf,

Herrn Yves Flückiger, Rektor der Universität Genf, und

Herrn Jean Yves Marin, Direktor des Genfer Museums für Kunst und Geschichte,

für ihre Teilnahme an den Feierlichkeiten am 19. Juni 2017 anlässlich der Ausstellung des Herakles-Sarkophags in der Universität Genf* vor seiner Rückführung in die Türkei,

Prof. Dr. Marc Waelkens, ehemaliger Grabungsleiter der antiken Stadt Sagalassos,

Dr. Marc-André Haldimann, Dozent am Archäologischen Institut der Universität Bern,

Dr. Jean-Robert Gisler, Dozent an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Freiburg,

der Türkischen Botschaft in Bern,

dem Türkischen Generalkonsulat in Genf,

Kultur- und Tourismusbüro des Türkischen Generalkonsulats in Zürich,

der Kultur- und Tourismus-Expertin Pınar Kuşseven und ihren Mitarbeitern

für Ihre Bemühungen in Bezug auf die Rückgabe des Sarkophags an die Türkei

sowie

Prof. Dr. Lorenz Baumer, Leiter der Abteilung für Klassische Archäologie der Universität Genf,

für seine tatkräftige Unterstützung bei der Ausstellung und Präsentation des Sarkophags für die Öffentlichkeit und

allen, die die Rückführung des Herakles-Sarkophags in die Türkei möglich gemacht haben, unseren herzlichsten Dank aussprechen. Wir hoffen, dass diese vorbildliche Zusammenarbeit zwischen den Türkischen und Schweizer Behörden alle Beteiligten im Kampf gegen den illegalen Handel mit Kulturgütern ermutigt, richtige und konkrete Entscheidungen zu treffen. In diesem Sinne laden wir alle, die das einzigartige und reiche kulturelle Erbe Anatoliens und seiner Zivilisationen kennenlernen möchten, herzlich in die Türkei ein.



REPUBLIK TÜRKIE
MINISTERIUM FÜR KULTUR UND TOURISMUS

Nabi AVCI

Kultur und Tourismus Minister

*Informationen zur Ausstellung, die bis zum 2. September besucht werden kann, erhalten Sie unter der Adresse <https://www.unige.ch/public/carrousel/sarcophage/>.

Politischer Häftling

Von Alex Baur — Die Kritik des Bundesgerichts am Urteil gegen Erwin Sperisen öffnet Abgründe. Im Namen der Menschenrechte wurden in Genf die Menschenrechte mit Füßen getreten.



Willkür und Verletzung der Unschuldsvermutung: ehemaliger Polizeichef von Guatemala, Sperisen.

Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist Erwin Sperisen vielleicht schon ein freier Mann. Vielleicht geht der Justiz-Albtraum aber auch weiter für den dreifachen Familienvater, der nun schon seit fünf Jahren in Untersuchungshaft sitzt, ohne Perspektiven und ohne rechtsgültiges Urteil, allen Rügen und Ermahnungen des Bundesgerichts zum Trotz. Bei Redaktionsschluss stand der Entscheid der «Chambre pénale d'appel et de révision» über das Haftentlassungsgesuch von Sperisen noch aus. Doch zusehends wird der Fall auch zum Albtraum für die Genfer Justiz.

Die krassen Ungereimtheiten und Mängel im Mordprozess gegen Erwin Sperisen hat die *Weltwoche* schon in einer Serie von Artikeln aufgezeigt («Die Genfer Konfusion», Ausgabe Nr. 43/2015). Das Bundesgericht hat diese Kritik letzte Woche in den zentralen Punkten bestätigt. Und augenreißend fragt man sich: Wie ist es möglich, dass in der Schweiz ein Mensch fünf Jahre lang in Untersuchungshaft schmort – ohne handfeste Beweise, aufgrund einer lückenhaften und politisch verseuchten Strafuntersuchung im fernen Guatemala?

Im August 2012 präsentierte ein linkes Hilfswerk dem Staatsanwalt Yves Bertossa einen ehemaligen Strafgefangenen, einen Mörder. Dieser will gesehen haben, wie Erwin Sperisen als Polizeichef von Guatemala 2006 bei einer

Gefängnisrazzia Häftlinge eigenhändig exekutiert haben soll. Seither sitzt Sperisen in Haft. Doch spätestens bei der zweiten Einvernahme musste Bertossa erkannt haben, dass der vermeintliche Augenzeuge log. Mit der Aussage gegen Sperisen hatte der Mörder mutmasslich in Guatemala seine Freilassung erkaufte. Doch statt die Übung abzubrechen und ein Verfahren wegen Falschanschuldigung zu eröffnen, trat Bertossa die Flucht nach vorne an. Und die Genfer Justiz folgte ihm blind.

Mit der U-Haft stieg der Erfolgsdruck

Je länger die Untersuchungshaft dauerte, desto grösser wurde der Druck auf die Genfer Justiz, den Guatemalteken mit Schweizer Wurzeln zu verurteilen – koste es, was es wolle. Die Urteile, die dabei entstanden sind, widersprachen sich zum Teil gegenseitig diametral. Mit Zirkelschlüssen und ausschweifenden Formulierungen wurden die Löcher und Widersprüche in der Beweisführung vernebelt. Man mochte sich nicht einmal darauf festlegen, wann Sperisen wem den Mordauftrag erteilt haben soll. Er war der Chef der Polizei, also war er verantwortlich. Denn moralisch wähten sich die Genfer stets im Recht.

Von Genf aus, der gefühlten Welthauptstadt der Menschenrechte, wollte man im fernen

»» Fortsetzung auf Seite 10

Im falschen Film



Johnny Depp, Fluch der Kreditkarte.

Er kaufte Jachten, eine Inselgruppe auf den Bahamas, Bilder seiner Lieblingsmaler Klimt, Modigliani und Basquiat, trank Bordeaux für tausend Dollar am Tag, beschäftigte vierzigständige Angestellte für seine Bedürfnisse, sein Privatjet verbrannte 200 000 Dollar im Monat, und die Asche seines toten Freundes, des Gonzo-Dichters Hunter S. Thompson, schickte er mit einer Fünf-Millionen-Dollar-Spezialkanone in den Nachthimmel. Johnny Depp spielte immer schon den geheimnisvollen Outlaw in Hollywood, irisch-deutscher Herkunft mit einem Cherokee-Urgrossvater und hugenottischen Ahnen und Brandnarben im Gesicht. In seiner Jugend zog er mit den Eltern zwanzig Mal um, mit fünfzehn riss er aus als Rockgitarrist, mit 21 gab er sein Filmdebüt.

Aber das Drehbuch seines alltäglichen Wahnsinns des Geldausgebens schreiben Verteidiger, Gegenanwälte und Richter, und er, der Hauptdarsteller Johnny Depp, 52, spielt den Kläger, Verschwender und Übervorteilten in dieser Wohlstands-Soap. Depp ist im falschen Film gelandet und in der harten Zahlenwirklichkeit angekommen. Richterin Teresa Beaudet in Los Angeles hat jetzt allerdings provisorisch entschieden, dass der extravagante Lebensstil nicht im Zusammenhang zu sehen sei mit Depps Klage gegen seine ehemaligen Berater Joel und Gabriel Mandel, die ihn ausgenommen haben sollen wie eine Weihnachtsgans: 65 Millionen in siebzehn Jahren, 10 Prozent seiner gesamten Einkünfte, die *Vanity Fair* auf 650 Millionen schätzt. 27 Millionen klagt Depp zurück. Ihn plagen vierzig Millionen Schulden, eines seiner vierzehn Häuser ist beschlagnahmt, und der Prozess wird teuer. Die Mandel-Brüder wehren sich und belegen mit einer Korrespondenz von 24 000 Mails, dass sie ihren Klienten immer schon gewarnt hätten vor seiner leicht sitzenden Kreditkarte; zehn Depp-Advokaten halten dagegen.

Nur auf die Traumwelt ist noch Verlass: Der fünfte «Fluch der Karibik»-Streifen mit Johnny Depp als Captain Jack Sparrow spülte am ersten Wochenende bereits 271 Millionen Dollar in die Kassen. *Peter Hartmann*

Guatemala für Recht und Ordnung sorgen. Am Anfang sah es gut aus. Doch eine Justiz gibt es nicht nur in Genf. Zug um Zug wurden in Österreich, Spanien und in Guatemala alle Vorgesetzten und Untergebenen freigesprochen, mit denen sich Sperisen zum Mordkomplott verschworen haben soll. Dabei kamen Details aus den Ermittlungen in Guatemala ans Tageslicht, die diese als politisch motivierte Farce entlarven: Zeugen wurden gekauft und erpresst; was nicht zur Verschwörung passte, wurde unterdrückt. So gesehen, ist Sperisen ein politischer Gefangener.

Im Namen der Menschenrechte

Mit doppelter Wucht fällt die vermeintliche Lektion damit auf den Absender zurück. Nicht nur in Ankara oder Minsk schmoren politische Häftlinge jahrelang in Untersuchungshaft. Im Namen der Menschenrechte wurden in Genf die Menschenrechte von Erwin Sperisen mit Füßen getreten. Nur gab es hier deshalb keine Bürgerproteste, keine Petitionen, keine «Free Sperisen»-Konzerte.

Das Bundesgericht hat die Genfer Justiz nun aus dem Dämmer Schlaf der Selbstgerechten gerissen. Der pensionierte Bundesgerichtspräsident Claude Rouiller qualifizierte die Rügen aus Lausanne öffentlich als «ungewohnt hart», die Verteidigungsrechte von Sperisen seien «groschlächting verletzt» («grossièrement violés») worden. Professor Christian-Nils Robert, ein politisch unverdächtigter Spezialist für Menschenrechte, rügte vor allem die überlange Untersuchungshaft scharf.

Auf den ersten Blick erscheint das rekordverdächtig hundert Seiten dicke Urteil des Bundesgerichts für Aussenstehende so unübersichtlich wie die vorinstanzlichen Entscheide. Die Rügen nach Genf sind gut versteckt im Wust von Nebensächlichem, aber sie sind fundamental: willkürliche Begründung und Würdigung von Beweisen, Missachtung von Anklageprinzip und Verteidigerrechten; während die Anhörung von Entlastungszeugen verweigert wurde, stützt sich der Schuldpruch auf Zeugen, die das Bundesgericht aus dem Recht weist. Und vor allem: Gemäss dem Urteil wurde die Unschuldsvermutung nicht nur in Bezug auf Erwin Sperisen verletzt, sondern auch in Bezug auf die freigesprochenen vermeintlichen Mittäter. Doch ohne Mitverschwörer fällt die Komplott-These in sich zusammen wie ein Kartenhaus.

Die in Watte verpackte, inhaltlich aber unmissverständliche Rückweisung aus Lausanne zwingt die Genfer Justiz, den Fall Sperisen in eigener Regie neu aufzurollen, aber diesmal unter Achtung des Rechts. Der einzig denkbare Haftgrund, Fluchtgefahr, fällt damit weg. Erwin Sperisen hat nach dem Urteil des Bundesgerichts jedes Interesse, in Genf zu bleiben und seine Rehabilitierung zu erstreiten.

Bundesrat

Penibles Versteckspiel

Von René Zeller — Europapolitischer Klartext sei überfällig, hiess es nach Didier Burkhalter Rücktritt unisono. Doch der Bundesrat setzt weiter auf versteckte Diplomatie.

Jean-Claude Juncker will in die Schweiz reisen. Im Oktober. Der genaue Termin stehe noch nicht fest. So viel dürfen wir in der Schweiz wissen. Die Verlautbarung, die für die europapolitische Agenda der Schweiz nicht unerheblich ist, wurde am Montag von der EU-Zentrale in Umlauf gesetzt. Dank der Brüsseler Administration wissen wir überdies, dass EU-Kommissionspräsident Juncker mit Doris Leuthard telefoniert hat. Über welche Themen die beiden harmonisierenden Christdemokraten gesprochen haben, dürfen wir nicht wissen. In Bern und Brüssel ist Funkstille vereinbart worden.

Es geht also im gleichen Takt weiter. Im Dezember 2013 verabschiedete der Bundesrat ein Verhandlungsmandat, das die bilateralen Beziehungen der Schweiz mit der Europäischen Union sichern und stärken soll. Seither ist Aussenminister Didier Burkhalter, einem nimmermüden Superoptimisten gleich, schon unzählige Male rhetorisch auf die Zielgerade eingebogen. Er verströmte auch noch grösstmögliche Zuversicht, als Brüssel nach dem Ja des Schweizervolks zur Zuwanderungsinitiative die Verhandlungen macht trotzig sistierte. Bilaterale Eiszeit kehrte ein. Burkhalter blieb trotzdem optimistisch.

Im April verfügten Bundespräsidentin Leuthard und Juncker in Brüssel eine Eisschmelze. Die Verhandlungen seien zu reaktivieren. Unklar blieb allerdings, was eingefroren gewesen

war. Klar war für den fordernden EU-Cheffunktionär einzig, dass das institutionelle Rahmenabkommen, Burkhalter's liebste Dossier, bis Ende Jahr unter Dach und Fach gebracht werden müsse.

Ob das gelingen wird, ist unklar. So viel ist aber klar: Der Bundesrat agiert in der Europapolitik unverändert fahrig, mutlos, führungsschwach. Das ist auch Didier Burkhalter anzulasten – aber nicht nur ihm. Nach seiner Rücktrittsankündigung prasselten von allen Seiten Ansprüche auf die Landesregierung hernieder. Es sei höchste Zeit, dass europapolitische Klarheit geschaffen werde. Eidgenössische Parlamentarier ermahnten das von Doris Leuthard geleitete Siebnergremium, sich nicht länger zu ducken, sondern endlich verbindliche Ansagen zu machen, wie es im wichtigsten aussenpolitischen Dossier kutschieren will. Das Versteckspiel müsse aufhören.

Das war ein frommer Wunsch. Der Gesamtbundesrat torkelt nach Burkhalter's Demission weiter vorwärts. Man werde im Herbst weiter schauen, den dannzumal erzielten Verhandlungsfortschritt neu beurteilen, hiess es. Doch wohin der Kompass zeigt, bleibt nebulös.

Asymmetrisches Verhandlungslayout

Aussenpolitik ist Interessenpolitik. Welche europapolitischen Interessen verfolgt die Schweiz? Es ist verwunderlich, dass sich der Bundesrat jahrelang mit seiner versteckten Diplomatie durchwursteln kann, ohne vom Parlament dezidiert zur Rede gestellt zu werden. Es scheint so, als habe sich der glücklose Aussenminister bereits ausgeklinkt, an den Neuenburgersee oder nach irgendwo zurückgezogen. Auch wenn sich jetzt Bundespräsidentin Doris Leuthard ans Ruder des schlingenden Schiffeins stellt: Man möchte schon wissen, ob sie ihrem Gegenüber Jean-Claude Juncker die schweizerischen Souveränitätsansprüche unter die Nase reibt, ob sie selbstbewusst rote Linien definiert.

Von links bis rechts wird vom Bundesrat Klarheit in der Europapolitik eingefordert. Davon ist weiterhin nichts zu spüren. Leuthard schweigt, Burkhalter hat nichts mehr zu sagen. Stattdessen kommuniziert Brüssel die Agenda. So verdichtet sich das Bild eines asymmetrischen Verhandlungslayouts. Die EU drängt offenkundig auf einen zeitnahen Abschluss der Causa Helvetia, unvorteilhaftes Rahmenabkommen inklusive.

Vielleicht endet das penible europapolitische Versteckspiel nach dem Sommerloch. Die Hoffnung stirbt zuletzt.



Frommer Wunsch: Leuthard, Juncker.

SUMMER DEAL



JAGUAR F-PACE
WINNER
WORLD CAR AWARDS
2017 WORLD CAR OF THE YEAR
2017 WORLD CAR DESIGN OF THE YEAR

JETZT SENSATIONELLES 0.9%-LEASING.

Klingt wie ein Sommermärchen, ist aber wahr: Sie profitieren jetzt von einem sensationellen **0.9%-Leasing** bei den JAGUAR Modellen XE, XF und F-PACE. Das Märchen geht aber noch weiter: Zusätzlich erhalten Sie den attraktiven Celebration Bonus für kostenlose Ausstattungsoptionen im Wert von CHF 3'090.- für F-PACE, CHF 7'090.- für XE und CHF 8'090.- für XF. JAGUAR lässt Ihre Träume wahr werden - mit einem Sommermärchen mit Happyend!

Jetzt beim teilnehmenden JAGUAR Partner profitieren.

jaguar.ch

LEASING
0.9%

90 YEARS
CELEBRATION JAGUAR

CELEBRATION BONUS

FREE SERVICE
4 Jahre/100'000 km

THE ART OF PERFORMANCE

Die Leasing-Aktion läuft vom 1.6.2017 bis auf Widerruf und gilt für alle XE, XF und F-PACE Modelle (Neuwagen) der Marke JAGUAR bei Finanzierung über die Multilease AG. Leasingbeispiele abgebildete Modelle: XE S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.1 l/100 km, 194 g CO₂/km, 41 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 68'500.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 7'090.-, 5% Rabatt CHF 3071.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 58'339.-, Leasingrate CHF 648.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 5'834.-, XF S 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.3 l/100 km, 198 g CO₂/km, 42 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 79'200.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 8'090.-, 5% Rabatt CHF 3'556.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 67'554.-, Leasingrate CHF 806.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 6'755.-, F-PACE S AWD 3.0 V6, aut., 380 PS (280 kW), Normverbrauch gesamt: 8.9 l/100 km, 209 g CO₂/km, 45 g CO₂/km aus der Treibstoffbereitstellung, Energieeffizienz-Kategorie: G, empfohlener regulärer Preis CHF 88'900.-, abzüglich Celebration Bonus CHF 3'090.-, 5% Rabatt CHF 4'291.-, empfohlener Nettoverkaufspreis CHF 81'519.-, Leasingrate CHF 872.-/Mt., Anzahlung 10% CHF 8'152.-. Durchschnitt aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge: 134 g CO₂/km. Effektiver Jahreszinssatz: 0.9%, Laufzeit: 48 Mte., 10'000 km/Jahr, exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Eine Anzahlung ist nicht obligatorisch (mit entsprechender Anpassung der Leasingraten). Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Free Service: 4 Jahre oder 100'000 km. Es gilt das zuerst Erreichte. Änderungen jederzeit vorbehalten. Celebration Bonus gültig bis auf Widerruf.

Personenkontrolle

Maurer, Greminger, Burkhalter, Schaufelberger, Leuthard, Talon, Ackermann, Schwaller, Béglé, Hollenstein, Wertli, Fehr, Bosbach, Maischberger, Ditfurth, Pitteloud, Lauber, Kamani, Loser, Cassidy, Cassis

Ueli Maurer, Stratege, übt sich in Geduld. Als Verteidigungsminister hatte der SVP-Bundesrat 2014 die gloriose Idee, den kleineren und in die Jahre gekommenen Bundesratsjet durch einen neuen Businessjet von Pilatus zu ersetzen. Der Kaufvertrag ist längst unterschrieben. Am 1. August 2014 fand das Roll-out der Maschine statt, im Beisein von Maurer. Das grosse Rätsel damals: Wann wird die Maschine an die Eidgenossenschaft ausgeliefert? Jetzt sagt ein Sprecher der Luftwaffe, die Auslieferung der neuen PC-24 sei für zirka Ende 2018 geplant. Das trifft sich gut: 2019 ist Ueli Maurers zweites Präsidentschaftsjahr, womit er den neuen Pilatus-Vogel persönlich und ausgiebig einfliegen kann. (hmo)

Thomas Greminger, Genosse, ist neuer Generalsekretär der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE). Typisch Didier Burkhalter, stänkerten kritische Geister in den sozialen Netzwerken: Der freisinnige Aussenminister hievt kurz vor seinem Abgang einen weiteren SP-Kopf in eine exponierte Stelle. Bei Licht betrachtet, ist der 56-jährige Schweizer Spitzendiplomat allerdings ein eher untypischer Sozialdemokrat. Greminger schloss an der Universität Zürich sein Studium mit einer militärhistorischen Doktorarbeit beim ganz und gar bürgerlichen Professor Walter Schaufelberger ab. Er erklimmte nicht nur diplomatische Karrieresporen, sondern kommandierte im Radfahrerregiment 6 ein Bataillon und brachte es zum Generalstabsoffizier. Es dürfte somit schwierig sein, den neuen OSZE-Funktionär als verkappten Armeeschaffer zu enttarnen. (rz)

Doris Leuthard (CVP), Freundin des Freihandels, kehrte nicht mit leeren Händen aus Afrika zurück. Die Bundespräsidentin weilte vergangene Woche für zwei Tage auf dem Kontinent. Zuerst besuchte sie Ghana. Einen Tag später traf sie in der Hafenstadt Cotonou Benins Präsidenten Patrice Talon. Auf der Reise besuchte sie auch eine Ananasfabrik – und bekam eine Palette Bio-Ananas geschenkt. Die Bundespräsidentin verschenkte ein paar an Mitreisende und packte den Rest in den



Minister der Vorfreude: SVP-Bundesrat Maurer mit der neuen PC-24.



Bierselig: Justizdirektorin Fehr (SP).

Bundesratsjet. Dann kehrte Leuthards Ananas-Express in die Schweiz zurück. Und nun stellt sich die Frage, ob Leuthard die exotischen Früchte bei Kollege Ueli Maurer (SVP), Finanzminister und Chef der Oberzolldirektion, auch ordentlich verzollt hat. (hmo)

Manuel Ackermann, Kommunikator, hat seit 2009 für die Post kommuniziert. Jetzt wird der 42-jährige Familienvater Kommunikationschef der Familienpartei CVP. Eine Herausforderung ist das nicht. Wie gemeinhin bekannt, bilden Post und CVP eine eng verschlungene Grossfamilie. Post-Präsident Urs Schwaller, gewesener CVP-Ständerat, löste beim gelben Riesen Claude Béglé ab, der darauf in der Waadt einen CVP-Nationalratsitz ergatterte. CVP-Postministerin Doris Leuthard hat den abgewählten Zürcher CVP-Regierungsrat Hans Hollenstein zum Chef der Aufsichtsbehörde PostCom ernannt. CVP-Generalsekretärin Béatrice Wertli hat nun den Transfer



Zu spät: «Maischberger» noch ohne Bosbach.

Ackermanns vom gelben Riesen zum orangenen Filz eingefädelt. Wertli selber war übrigens nicht immer orangefarbene Parteifunktionärin. Von 2005 bis 2007 war sie Kommunikationsfachfrau bei der Post. (rz)

Jacqueline Fehr (SP), Wasser-Predigerin, hatte vor zwei Wochen einen grossen Auftritt: Am sogenannten «Fest der Demokratie» in Winterthur begoss der Kanton das 100-Jahr-Jubiläum des Proporzwahlrechts. Das Programm des Festakts, den der Regierungsrat aus dem Lotteriefonds mit 400 000 Franken alimentierte, vermerkt diverse Auftritte von Justizdirektorin Jacqueline Fehr, deren Departement federführend in die Organisation involviert war. Wie Teilnehmer berichten, kostete eine Stange Bier an dem Anlass vier Franken, während es das Fläschlein Mineralwasser erst für fünf Franken zu erwerben gab. Das ist erstaunlich, unternimmt die kantonale Politik doch sonst alles Mögliche, um dem



Irrungen und Wirrungen: FDP-Kandidat Cassis.



Mission impossible: Ex-Botschafter Pitteloud.

sogenannten Sirup-Artikel im Gastgewerbe-Gesetz zur Geltung zu verhelfen, der es Wirten verbietet, alkoholische Getränke günstiger anzubieten als nichtalkoholische. Wenn sich aber die politische Klasse in Festlaune zusammenfindet, dann darf offenbar gefeiert werden – und zwar richtig. (fsc)

Wolfgang Bosbach, Selbstvermarkter, sorgte für einen Eklat bei **Sandra Maischbergers** Talkshow – und vermutlich war die *Weltwoche* schuld, die ihn kurz vorher traf. Bei diesem Gespräch (Seite 46) sass der selbsternannte Merkel-Kritiker und CDU-Abgeordnete wie auf Kohlen, weil er dringend ins TV-Studio musste. Dort traf er prompt zu spät fürs übliche Vorgespräch der Teilnehmer ein, so dass er erst vor der Kamera seine Nemesis, die Grüne **Jutta Ditfurth**, erblickte. Die piesackte ihn so hartnäckig, dass er zornentbrannt vom Set stürmte – und sich damit weitere Auftritte sicherte. (ky)

Nachruf



«Ich habe keine Feinde»: Liu Xiaobo.

Liu Xiaobo (1955–2017) — Freigelassen wurde der 61 Jahre alte Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo wenige Wochen vor seinem Tod mit der Diagnose Leberkrebs im Endstadium. Er erhielt zwar die bestmögliche Behandlung, doch Liu wollte ins Ausland, nicht zuletzt wegen seiner Frau Liu Xia. Die Dichterin und Malerin wurde seit der Verurteilung ihres Mannes 2009 in Sippenhaft genommen und faktisch unter Hausarrest gestellt.

Der promovierte Literaturwissenschaftler und Demokratie-Vorkämpfer Liu entstammt derselben Generation wie Staats- und Partei-

chef Xi Jinping oder Premierminister Li Keqiang. Sie alle litten unter der «Grossen Proletarischen Kulturrevolution» (1966–76) und wurden «hinunter aufs Land» geschickt, um von den Volksmassen zu lernen.

Liu lehrte an einer Pekinger Universität, als die Proteste der Studenten und Arbeiter auf dem Tiananmen-Platz 1989 ihren Lauf nahmen. Liu war einer der Anführer und nahm am weltweit beachteten Hungerstreik teil. Im Dezember 2008 war er ein führender Mitverfasser der «Charta 08», in der unter anderem eine unabhängige Justiz, Versammlungs- und Pressefreiheit gefordert sowie der Alleinvertretungsanspruch der KP in Frage gestellt wurden. Dafür erhielt Liu elf Jahre Zuchthaus wegen «Anstiftung zur Untergrabung der Staatsgewalt». 2010 wurde ihm der Friedensnobelpreis verliehen. Bei der Preisverleihung wurde seine Verteidigungsrede «Ich habe keine Feinde» vorgelesen.

Liu war in China beim Volk praktisch unbekannt – nicht nur wegen der Zensur. Doch Künstler und Intellektuelle setzten sich für ihn ein. In Intellektuellenkreisen wurde Liu Xiaobo hochgeachtet, aber auch sanft kritisiert. Er habe die «rote Linie» gekannt, meint ein Professor der Elite-Uni Beida, und habe Maximalforderungen gestellt. Das sei zwar zu bewundern, aber nicht zielorientiert. China müsse eigene Lösungen finden. Die letzten Jahrzehnte hätten gezeigt, dass der Freiheitsspielraum markant grösser geworden sei. Liu Xiaobo blieb bis zu seinem Tod optimistisch: «Eines Tages wird die Freiheit nach China kommen.» *Peter Achten*

Jacques Pitteloud, Superagent, ist im Clinch mit Bundesanwalt **Michael Lauber**. Im Jahr 2014 soll Pitteloud in seiner Funktion als damaliger Schweizer Botschafter den Geschäftsleuten **Deepak** und **Rashmi Kamani** in Aussicht gestellt haben, gegen Zahlung von 55 Millionen US-Dollar an die kenianische Regierung würde die Schweizer Bundesanwaltschaft ein Strafverfahren gegen die beiden einstellen. Wie der *Tages-Anzeiger* berichtet, bestreitet Laubers Behörde ein solches Angebot: Man habe Pitteloud «nie einen Auftrag gegeben». Zwar genießt Pitteloud im Eidgenössischen Departement des Äusseren (EDA) den Ruf eines flamboyanten Lebemanns, dessen Selbstverständnis näher bei James Bond als bei Buchhalter Nötzli liegt. Dass er ganz ohne informelle Zusicherung der Bundesanwaltschaft loszog, um sich als Croupier im kenianischen Millionenpoker zu betätigen, halten aber auch EDA-Insider für eher unwahrscheinlich. (fsc)

Philipp Loser und **Alan Cassidy**, schräge Vögel, sind talentierte Schreiber. Als Inlandredaktoren des *Tages-Anzeigers* treten sie häufig im Duett auf. Ihre Mission, eine Schweiz mit Linksdrall, vertreten sie in lustvoll gedrechselten Texten. Gemeinsam prognostizierten sie in einem Buch den Fall der FDP, just als diese Partei wieder auf die Erfolgsstrasse zurückkehrte. Nach der Rücktrittsankündigung von **Didier Burkhalter** titelte Loser, den Durchmarsch von **Ignazio Cassis** vor Augen, treffsicher: «Mein Gott, ist das langweilig!» Immerhin gibt sich das von der rosaroten Zürcher Postille aus Basel importierte Duo Loser & Cassidy grosse Mühe, die freisinnige Schlafwagen-Kandidatenkür aufzupeppen. In einem archaisch inszenierten Video-Setting, genannt «Politbüro», analysieren sie die Irrungen und Wirrungen der anstehenden Bundesratswahl. Waldorf & Statler, die beiden krassen Senioren der Muppet-Show, waren gut. Loser & Cassidy sind kaum schlechter. (rz)

Unternehmer Roger Federer

Von Thomas Renggli — Hinter den Erfolgen des Ausnahmetalents Roger Federer steckt ein ganzes Team von Spezialisten: Trainer, Sparringspartner, Logistiker, PR-Spezialisten. Und über allem wacht Ehefrau Mirka, die im Hintergrund die Fäden zieht. Nichts wird dem Zufall überlassen.

Wenn Roger Federer gewinnt, jubelt die ganze Schweiz, geht ein Raunen um die Welt. Prinz William applaudiert begeistert, Herzogin Kate lächelt verklärt – und der Wimbledon-Final wird zum Kindergeburtstag. Die Töchter des Champions, Myla und Charlene, nehmen ihre Brüderchen Leo und Lenny bei der Hand und zeigen ihnen, wo ihr Papi bald den Pokal erhält. Zu interessieren scheint es die beiden Buben zwar nicht. Doch in ihren blauen Blazern und frischgebügelten Hosen werden sie zu den heimlichen Stars des Tennismittags: «Ich glaube, die Jungs haben keine Ahnung, was hier abgeht. Die denken wohl: «Schöne Aussicht und schöner Rasen – das muss ein Spielplatz sein», sagte Federer im Siegerinterview.

Alles scheint locker und spontan. Tatsächlich wird jedoch nichts dem Zufall überlassen. Federer und seine Familie – das ist die wichtigste Aussendarstellung eines Sportlers, der sonst kaum etwas Privates preisgibt. Als der Tennistar 2014 in Wollerau ein neues Haus bauen liess, mussten alle Handwerker schriftlich garantieren, dass sie keine Fotos machen. Nach Interviews schaut er sich die Manuskripte gerne persönlich an. Homestorys macht er aus Prinzip nicht. Roger Federer behält Übersicht und Kontrolle – auf wie neben dem Platz.

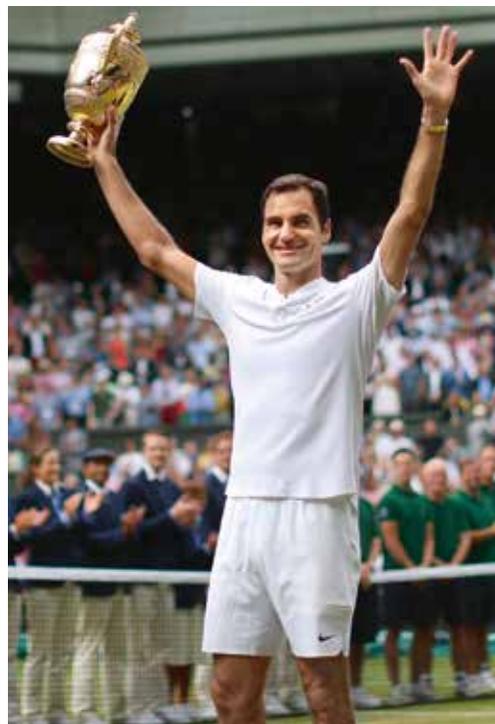
Aus dem talentierten Junior, der seine Emotionen nur schwer im Griff hatte, der Rackets malträtierte und auch schon mal seine Mutter anschnauzte, ist der grösste Sportler der Schweizer Geschichte geworden. Die NZZ bezeichnete ihn als «gesellschaftliches Phänomen», das weit über den Tennisplatz hinausgeht. Sogar Tenniscracks wie John McEnroe verneigen sich vor ihrem Konkurrenten: «Federer ist der begabteste Spieler, den ich in meinem Leben gesehen habe.» Und Boris Becker, zuvor eher zurückhaltend in der Beurteilung des Schweizers, kommentierte vergangene Woche auf BBC: «Federer hat nicht fünf oder sechs Gänge, sondern zehn.»

Die sportlichen Leistungen und wirtschaftlichen Tatsachen lassen sich in Zahlen fassen. In Wimbledon erreichte Federer unter anderem die Rekordmarken von 10 000 Assen und 85 Siegen. Auf seine Qualitäten beim Service angesprochen, sagt er unbescheiden: «Man könnte mich um drei Uhr morgens wecken, und ich würde gleich gut aufschlagen, wie wenn ich aufgewärmt wäre.» Zu seinem achten Wimbledon-Triumph stürmte er mit der perfekten Bilanz: sieben Spiele, sieben Siege, kein Satzverlust – in gesamthaft 9:19 Stunden. Bei einem

Preisgeld von 2,77 Millionen Franken macht das einen Stundenlohn von rund 300 000 Franken aus. Die Bilanz führt Federer im Ranking der 300 reichsten Schweizer auf Platz 205 – mit einem geschätzten Jahreseinkommen von 68 Millionen Franken und einem Vermögen von 425 Millionen. Das amerikanische Wirtschaftsmagazin *Forbes* bewertet das Label «RF» mit 37 Millionen Dollar.

Immer noch mehr Lust als Last

Die Statistiken und Preise mögen eine Ahnung vermitteln von der Ausnahmefigur Federer, doch sie erklären sie nicht. Es sind die perfekte



«Zehn Gänge»: Tennisstar Federer.

Organisation und das blütenweisse Image, die Roger Federer zu einer Persönlichkeit machen, die der Normalität zu entschweben scheint, und in Sphären aufsteigen lässt, die nicht nur im Land der Skisternchen und Schwingerkönige einige überfordert. Während andere Sportgrössen früher oder später in ein mediales Fettnäpfchen treten, im Privatleben sündigen, in die Dopingfalle tappen oder das Geld verprassen, ist die Vita von Roger Federer frei von Makeln und Skandalen. Es scheint, der Mann habe zeitlebens nicht einmal eine Parkbusse kassiert. Federer sagt: «Es ist nett, wichtig zu sein – aber noch wichtiger ist es, nett zu sein.»

Der Perfektionist geht auch bei der Auswahl seiner Gewährsleute mit Akribie und Detailpflege vor. Loyalität und Diskretion stehen über allem. Seine wichtigste sportliche Bezugsperson ist der frühere Tennisspieler Severin Lüthi, 41. Seit zwanzig Jahren kennen sich die beiden, seit 2007 begleitet der Berner, der mit siebzehn Jahren Schweizer Meister wurde, Federer auf der Tour. Lüthi sorgt für die logistische Feinabstimmung, organisiert die Trainings und bietet die Sparringspartner auf. Dabei macht es Federer gleich wie sein Rivale Rafael Nadal: Bei längeren Übungseinheiten wechselt er nach einer gewissen Zeit den Gegner aus, um so auf physisch konstant hohem Niveau gefordert zu werden.

Als zweiter Coach fungiert der frühere Spitzenspieler Ivan Ljubicic. Der 38-jährige Kroatie konnte Federer damals als Aktiver dreimal bezwingen, und das haben nicht viele geschafft. Vor anderthalb Jahren ersetzte er als Trainer den ehemaligen Weltranglistenersten Stefan Edberg. Und dieser Wechsel bringt nun mit einer gewissen Verzögerung die erhoffte Ernte ein. Der frühere Offensivspezialist aus Banja Luka und Lüthi scheinen sich perfekt zu ergänzen. Sie setzen dabei voll auf Offensive. Denn besser zu verteidigen, als es Novak Djokovic, Rafael Nadal und Andy Murray tun, das geht gemäss Ljubicic gar nicht.

Für die physische Basisarbeit garantieren zwei Persönlichkeiten, die sich auch in anderen Sportarten einen Namen gemacht haben: Pierre Paganini, 59, der wohl renommierteste Fitnesstrainer der Schweiz, sowie der Physiotherapeut Daniel Troxler, 57. Letzterer arbeitete früher mit Marathon-Champion Viktor Röthlin zusammen. Geschäftlich laufen die Fäden bei Tony Godsick zusammen. Mit seinem Manager löste sich Federer 2012 von der Agentur IMG und gründete 2014 die Firma Team8. Neben Federer betreut das Management-Unternehmen unter anderem dessen Konkurrenten Juan Martín del Potro und Grigor Dimitrow sowie den schwedischen Eishockeytorhüter Henrik Lundqvist. Ausserdem veranstaltet die Agentur im kommenden September in Prag erstmals den Laver Cup, ein Pendant zum Ryder Cup der Golfer, einem Teamwettbewerb, in dem sich europäische Spieler mit einer globalen Auswahl messen.

Der Anlass ist dem Vernehmen nach mit über zwanzig Millionen Dollar dotiert und kann als Konkurrenz zu ATP-Tour und Davis Cup verstanden werden. «Das ist, wie wenn Real Madrid und Bayern München kurz vor dem Champions-League-Final ein eigenes Turnier



Bestens aufgehoben: Mirka Federer (in Weiss) mit Kindern und Entourage während des Wimbledon-Finals vom Sonntag.

veranstalten würden», sagt ein Beobachter der Szene. Tony Godsick bemüht sich derweil, den Ball flach zu halten. «Wir versuchen eine kleine Agentur zu sein, die sich nur um ein paar Vorzeigathleten kümmert», erklärte er die Strategie der Agentur gegenüber der *New York Times*.

Zu dieser Kategorie zählt Roger Federer nun seit fast anderthalb Jahrzehnten. Mit seinem Aufstieg vom Balljungen am ATP-Turnier in Basel zum Dauersieger steht er wie kein Zweiter für die Kultur und Tradition des Tennis. Roger Brennwald, der Direktor des Basler Events, streicht die Homogenität von Federers Umfeld hervor: «Angefangen bei der Familie über den Betreuerstab bis zum Management, greifen die Rädchen perfekt ineinander», so der Basler. Federer habe die richtigen Leute zur richtigen Zeit am richtigen Ort. «Dies ermöglicht die Kontinuität und Konstanz auf höchstem Niveau.» Bei der Entscheidungskompetenz gebe es eine klare Hierarchie: «In wichtigen Angelegenheiten hat Roger Federer immer das letzte Wort», sagt Brennwald.

Das Spiel und der Lebensstil darum herum scheinen ihm auch nach all den Jahren mehr Lust als Last zu bescheren. Hauptverantwortlich dafür dürfte die wichtigste Person in seinem Wirkungskreis sein: Ehefrau Mirka.

Nach dem Australian Open 2016 war Federer im Badezimmer eines Hotels so unglücklich ausgerutscht, dass er sich am Knie operieren lassen musste. Manche zweifelten damals an einem Comeback. Es soll Mirkas Veto gewesen sein, das Federer im vergangenen Jahr vor dem Rücktritt abhielt. «Ich habe meine Frau gefragt, ob ich es sein lassen solle. Aber sie meinte: «Auf keinen Fall. Du wirst nicht einfach zurücktreten, nachdem du den Mädchen ein Bad hast einlaufen lassen»,», erzählte Federer dem britischen TV-Sender Sky Sports.

Tross von vierzehn Personen

Dass hinter jedem erfolgreichen Mann eine starke Frau steht, mag ein Klischee sein. Doch im Haus Federer scheint es zuzutreffen. Eine «Mutter der Nation», als die sie die NZZ 2009 euphorisch charakterisierte, ist Mirka Federer wohl eher weniger. Sehr wohl ist sie aber eine umsichtige Planerin und Strategin hinter den Kulissen, eine Managerin des Alltags, die abseits der grossen Sponsoren-Deals und Ausrüsterverträge die kleinen Dinge ordnet und ihrem Mann emotionalen Support gibt.

Tony Godsick sagt: «Es ist kein Zufall, dass Roger nie ein Turnier gewann, bevor er Mirka kennenlernte. Sie hat so viel geopfert, damit er Erfolg

haben kann.» Szenekenner, die Mirka Federer im Umfeld der Spiele ihres Mannes erleben, sprechen von einer «charismatischen, weltoffenen und charmanten Frau», die nie abgehoben hat. Sie habe stets ein Lächeln für die Balljungen und begrüsse die freiwilligen Helfer persönlich.

Zur engsten Entourage zählen ausserdem die Eltern Robert und Lynette Federer sowie drei Kindermädchen. So kommt es, dass der Federer-Tross nicht selten mit vierzehn Personen von Turnier zu Turnier um die Welt reist – bei Langstreckenflügen im Erstklass-Sektor, bei kürzeren Distanzen im Privatjet, auf den der Chef als Anteilhaber einer Flugzeugfirma zurückgreifen kann. Vierzehn Personen – das ist eine komplette Fussballmannschaft (mit Ersatzspielern) und wäre für viele Einzelsportler zu viel des Guten. Federer aber fühlt sich exakt in diesem Umfeld bestens aufgehoben. «Er ist froh, dass seine Familie dabei ist, das macht ihm Spass, ist für ihn ein Ausgleich und hilft ihm, sein Gleichgewicht zu finden», sagt Coach Severin Lüthi. Björn Borg, Federers Vorgänger als Wimbledon-Rekordsieger, bevorzugte eine ruhigere Umgebung. Würde ihm der Rummel um seine Person zu gross, soll er auch schon mal in der Badewanne geschlafen haben. Zu Roger Federer würde das nicht passen. ○

Postfaktische Vorstoss-Schleuder

Von Christoph Mörgeli

Er wolle Verwaltung und Parlament nicht sinnlos beschäftigen, sagt FDP-Nationalrat Hermann Hess. Der ebenso erfolgreiche wie sympathische Thurgauer Unternehmer hat in eineinhalb Jahren noch keinen einzigen Vorstoss eingereicht. Und noch kein einziges Votum gehalten. Statt leeres Stroh zu dreschen, pflegt Hess seine Fragen direkt mit der Verwaltung zu klären. Das pure Gegenteil ist der Waadtländer CVP-Mann Claude Bégli. Er hat die Nation bislang mit 55 Wortmeldungen bereichert sowie 89 Vorstösse und Anfragen gestapelt. Bégli hat damit an jedem ordentlichen Sessionstag einen Vorstoss getippt. Dessen Beantwortung kostet durchschnittlich 6120 Franken. Béglis Ideen haben die Steuerzahler in den zarten achtzehn Monaten seines bisherigen Wirkens 544 680 Franken gekostet.

Als noch teurer erwies sich der Wirbelwind in der kurzen Zeit seines Wirkens an der Spitze unserer Post. Anfänglich von den wechselhaften Launen Moritz Leuenbergers getragen, wütete Claude Bégli für ganze neun Monate als Post-Verwaltungsratspräsident. Er entliess den tüchtigen Konzernchef und trieb zwei tüchtige Post-Verwaltungsräte in den Rücktritt. Als aufflog, dass sich Bégli aus Indien via Dubai ein steuerfreies Zusatzeinkommen von mehreren hunderttausend Franken organisiert hatte, verlor sogar Spassmacher Leuenberger den Humor.

Doch in der CVP wird Managerversagen ebenso verziehen wie ein uneheliches Kind oder die amerikanische Leihmutterchaft eines männlichen Paares. Claude Bégli wurde 2015 Nationalrat. Seither produziert der Ex-Post-Mann postfaktisch anmutende Vorstösse en masse. Für besondere Heiterkeit sorgte das Begehren des Kurzzeit-Pöstlers nach «strategischer Ausrichtung der Post für einen längerfristigen Erfolg». Andere Forderungen betrafen einen «zusätzlichen Reflexionsraum zur Konzernverantwortungsinitiative» oder die Implantation von «Ethik in die Algorithmen». Mit der Erhöhung der Prozente für Annahme von Volksinitiativen auf 52 Prozent will er kurz mal die Demokratie abschaffen.

Von seinen wenigen bisher behandelten Vorstössen hat Claude Bégli sechs wieder zurückgezogen. Nicht aber die Frage über eine universitäre Bildung oder einen Berufsabschluss. Und zwar in den Flüchtlingszentren, nicht im Bundeshaus. So bleiben Politiker wie Claude Bégli die einzige Berufsgruppe ohne geregelte Berufsausbildung.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

EU-kompatibel gelöst

Von Peter Bodenmann — Immer weniger EU-Bürger wandern in die Schweiz ein. Deutsche kommen praktisch keine mehr.



Druck der SVP: Nationalbank-Chef Jordan.

Es ist noch gar nicht so lange her, da hyperventilierte die nationale Rechte in der Schweiz wegen der vielen Deutschen, die in die Schweiz einwanderten. Irrtum vorbehalten, beteiligte sich auch die *Weltwoche* an dieser Jagd auf alle Deutschen und alles Deutsche.

Inzwischen ist alles anders: Immer weniger wandern aus Germanien in die Schweiz ein. Immer mehr Deutsche kehren in die Heimat zurück. Neu kommen die dringend benötigten Ärztinnen und Ärzte, die uns im Alter versorgen, vermehrt aus Rumänien und Bulgarien. Besser ein Doktor, der schlecht Deutsch kann, als gar kein Doktor.

Trotz Rumänen und Bulgaren geht die Zuwanderung aus dem EU-Raum gesamthaft zurück. Im ersten Halbjahr 2017 sind nur noch 15 000 Menschen mehr aus der EU eingereist, als in diese zurückgekehrt.

Der Grund für die faktische Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative hat einen Namen: Dr. Thomas Jordan. Erinnern wir uns: Jordan verlor unter dem Druck der SVP die Nerven und hob den erfolgreichen Mindestkurs auf. Die bis heute gelähmten Bundesräte fielen aus allen Wolken.

Seither schreiben Tausende von kleinen und mittleren Unternehmen in der Schweiz rote Zahlen. Die Produktion von immer mehr Waren und Dienstleistungen wird ins Ausland verschoben. Meist schleichend, weil niemand

Lust auf Schlagzeilen hat. Weil niemand die Interessen der KMU vertritt.

Umgekehrt profitiert Deutschland vom Euro. Bayern und Baden-Württemberg haben bereits weniger Erwerbslose als die Schweiz.

Thomas Jordan hat die Masseneinwanderungsinitiative erfolgreich umgesetzt. Und dies erst noch EU-kompatibel. Und somit ohne Kündigung der Personenfreizügigkeit.

Früher oder später wird die Schweiz Dr. Jordan in die Wüste schicken müssen, wie seinen Vorgänger Dr. Lusser. Wegen vergleichbarer Unfähigkeit im Amt. Dr. Lusser strangulierte die mittelständische Wirtschaft mit zu hohen Zinsen. Dr. Jordan mit einem zu starken Franken.

Was bisher fehlt, ist eine Blaupause für die Post-Jordan-Ära, wenn der Euro wieder mehr als Fr. 1.20 wert sein wird. Wie kann die Schweiz die Adrian-Amstutz-Vorgabe einer Nettozuwanderung von 50 000 Personen pro Jahr einhalten?

Die Antwort ist einfach: Die Schweiz muss produktiver werden. Drei Beispiele: 10 000 Bauernhöfe mit durchschnittlich 100 Hektaren sind genug. Mehr als 40 Spitäler der nächsten Generation mit je 500 Betten braucht es nicht. Statt härterer Franken braucht es höhere Löhne.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH
in 8127 **Forch-Küsnacht**
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83
www.ufdeforch.ch



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser
in 8309 **Birchwil**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.loft-neugut.ch



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
in 8414 **Buch am Irchel**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung
in 8708 **Männedorf**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lagovista.ch



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8610 **Uster**
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.art-one.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
in 8332 **Rumlikon**
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.soonbylepa.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
in 8306 **Brüttsellen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.lindenbuck.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen
in 8135 **Langnau am Albis**
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34
www.belleterrasses.ch



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung
in 8184 **Bachenbülach**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.ridere-bachenbuelach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
in 8127 **Forch-Maur**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.amena-forch.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8603 **Schwerzenbach**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.3cosyhomes.ch



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH
in 8302 **Kloten**
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8143 **Stallikon**
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.zuerikon.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
in 8102 **Oberengstringen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.soonbylepa.ch



3 Zi. Mietwohnung
in 8706 **Meilen**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.haltenstrasse.ch



6 ½ Zi. Einfamilienhaus
in 8102 **Zweidlen-Station**
Christina Peter Tel. 044 316 13 02
www.terraverde-zweidlen.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8181 **Höri**
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
www.lilie-hoeri.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8476 **Unterstammheim**
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
www.heerenweg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8493 **Saland**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
in 8453 **Alten b. Andelfingen**
Paul Späni Tel. 052 338 07 09
www.vecciacasa.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
in 8610 **Uster**
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15
www.schwizerberg.ch

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef ulrich.koller@lerchpartner.ch oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:
LerchPartner.ch/angebote



MINERGIE®
Member



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

Jetzt wird es ernst:

Überleben in einer verrückten Welt

**Die definitive Sonderausgabe zum
1. August und zur Lage der Nation**

Mit Beiträgen von:

Thomas Held, Intellektueller

Christian Kern, österreichischer Bundeskanzler

Pascale Baeriswyl, Chefdiplomatin

Günter Netzer, Neo-Schweizer

Kurt Fluri, Reizfigur

DJ Antoine, Erfolgsbasler

André Holenstein, Historiker

u. v. a. m.

Special Guest:

Rock-Legende Polo Hofer gestaltet das Cover!

Die Weltwoche: Grösste Meinungsvielfalt pro Quadratzentimeter!

Ab 27. Juli am Kiosk

Der digitale Prediger

Von Kurt W. Zimmermann — Keiner korrigiert die Sünden der Vergangenheit aktiver als Ringier-Chef Marc Walder.

Im Jahre 2000 machte die Schweizer Presse keinen Anzeigenumsatz von 3,0 Milliarden Franken. Inzwischen sind es 1,2 Milliarden. Im Jahre 2000 hatten die zwölf grössten Zeitungen zusammen eine Auflage von 2,3 Millionen Exemplaren. Inzwischen sind es 1,4 Millionen.

Beide Abstürze sind die Folgen der Digitalisierung in der Information. Als erster digitaler Effekt wanderte die Werbung von den gedruckten Blättern ab, hin zu Google und Facebook. Als zweiter digitaler Effekt wanderten die Leser von den Zeitungen ab, hin zu Online-Angeboten.

Den ersten Effekt verschliefen die Zeitungshäuser, weil sie sich für unersetzlich hielten. Beim zweiten Effekt halfen sie noch kräftiger mit, indem sie ihre Inhalte gratis ins Internet kippten.

Medienmanager sind darum besonders sensibel, wenn es um den aktuellen Strukturwandel geht. Kaum eine andere Branche wurde von der Digitalisierung derart aus den Angeln gehoben. Am ehesten gilt das noch für die Reisebranche und die Musikindustrie.

Damit wären wir bei Marc Walder, dem CEO des Ringier-Konzerns. Vor zwei Jahren gründete er die Initiative «Digital Switzerland». Ziel des NGO ist es, die Gesellschaft und Wirtschaft für den digitalen Wandel fit zu machen. Walder ist selber ein gebranntes Online-Kind. Vor zwanzig Jahren, als er dort Sportchef war, wies der *Blick* noch eine Auflage von 330 000 Exemplaren aus. Heute sind es 130 000.

Erst dachte die Medienbranche, es handle sich bei Walders Initiative um eine etwas durchsichtige Selbstinszenierung des Ringier-Chefs.

Inzwischen muss man dieses Urteil revidieren. 75 Unternehmen machen mittlerweile bei Walder mit. Firmenchefs wie Urs Schaeppli von der Swisscom, Lukas Gähwiler von UBS Schweiz, Susanna Ruoff von der Post und Joos Sutter von Coop sitzen im Steuerungsausschuss. Auch Tamedia und die NZZ-Gruppe sind im Boot. Das Jahresbudget liegt bei vier Millionen Franken, auf der Geschäftsstelle von «Digital Switzerland» arbeiten zehn Angestellte.

Den grössten Punktgewinn konnte Walder verbuchen, als im Juni die Bundesräte Doris Leuthard und Johann Schneider-Ammann ihr Projekt «Digitale Transformation» vorstellten, das zwei Milliarden Franken in Ausbildung und Forschung investieren will. Walder und sein Team wurden dabei quasi zu Chefberatern



Selbstdiagnose: Ringier-Chef Walder.

der Regierung befördert. Am 21. November wird der erste Digitaltag der Schweiz stattfinden, mit einer grossen Show im Zürcher Hauptbahnhof und einem Video-Wettbewerb für die Schulklassen des Landes.

Später Elan

Ganz uneigennützig ist das Engagement von Walder natürlich nicht. Er diagnostiziert bei sich inzwischen eine Form von «digitaler Obsession», aber das Interesse von Ringier hat er auch in diesem Zustand nicht aus der Optik verloren. Mit dem Netzwerk von bald einmal achtzig Unternehmen und einer landesweiten Präsenz für sein Unternehmen kann man das Engagement auch unter Marketingkosten abbuchen.

Der digitale Elan kommt etwas spät. Er wäre den Verlagen ums Jahr 2000 zu wünschen gewesen. Doch damals galt in der Branche, was der damalige Verleger-Präsident Hans Heinrich Coninx so zusammenfasste: «Das Internet wird überschätzt.»

Auch Marc Walder, damals Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten*, war ein Spätzünder. Als er im Jahr 2000 in einem Interview nach seinen Lesegewohnheiten gefragt wurde, nannte er ein Dutzend Blätter von *NZZ* bis *Spiegel*.

Über die digitale Welt sagte er: «Das Surfen im Internet ist mir zu langweilig.»

Generalverdacht

Von Henryk M. Broder — Können Linke gewaltbereit sein?

Am Anfang sollen es nicht zehn, sondern fünfzehn Gebote gewesen sein. Beim Abstieg vom Berge Sinai, so berichten es mehrere Quellen, darunter der Bibelforscher Mel Brooks, sei Moses gestolpert und habe eine der ursprünglich drei Gesetzestafeln verloren. So konnte er seinem Volk nur zwei Tafeln mit insgesamt zehn Geboten übergeben. Wie es der Zufall will, ist eines der fünf vermissten Gebote vor kurzem bei archäologischen Arbeiten gefunden worden. Es lautet: «Du sollst keinen Generalverdacht erheben!» Nun aber schallt es uns täglich entgegen. «Kein Generalverdacht, bitte!» Auch dann, wenn sich die Fälle häufen, da Asylantragsteller in kriminelle Aktivitäten verwickelt sind, handelt es sich nur um «Einzelfälle», die «keinen Generalverdacht» gegen irgendeine Gruppe rechtfertigen. Ausgenommen die Sachsen. Die sind alle fremdenfeindliche Rechtsextremisten und Neonazis. Deswegen hat zum Beispiel die *Hamburger Morgenpost* vor einigen Monaten auf ihrer Titelseite eine Karte der Bundesrepublik abgebildet, auf der Sachsen braun eingefärbt war: «Der Schandfleck».



Es gibt aber auch eine Art von Gegenbewegung, für die noch kein Begriff geprägt wurde. Man könnte von einem «Generalfreispruch» sprechen, der bestimmte Gruppen von einem «Generalverdacht» ausnimmt.

So wird derzeit in Deutschland darüber diskutiert, ob Linke genauso «gewaltbereit» sein können wie Rechte, ein Gedanke, der als Erkenntnis infolge der Hamburger Krawalle nicht an den Haaren herbeigezogen erscheint. Ginge es aber nach Ralf Stegner, dem stellvertretenden Vorsitzenden der SPD, müsste er im Keim erstickt werden. «Da können Konservative+Rechte toben und wüten, wie sie wollen: Demokratische Linke haben überhaupt nix mit kriminellen Gewalttätern gemein», verkündet er auf Twitter. Und: «Anständige Linke hatten noch nie was mit Gewalttätern gemein. Bei Rechten gehört Gewalt dagegen zur politischen DNA.» Und was ist mit den «unanständigen» Linken, denen viele «anständige» Linke zugejubelt haben? Mit Stalin, Mao, Che Guevara, Castro, Arafat, Chávez and Friends? Ist die SPD nicht sogar eine «strategische Partnerschaft» mit der gewaltaffinen Fatah eingegangen? Doch, ist sie, aufgrund «gemeinsamer Werte». Glückwunsch, Ralf Stegner+Genossen!

Der ideale Kandidat

Von René Zeller — Weshalb getraut sich die FDP nicht, vor Bundesratswahlen das Undenkbare zu denken? Sergio Ermotti, umsichtiger Chef der Grossbank UBS, wäre ein hochwillkommener Seitenwechsler. Tessiner ist er obendrein.

Am 4. März 2009 staunten Herr und Frau Schweizer Bauklötze. Die UBS, schlingerndes Flaggschiff des hiesigen Finanzplatzes, gab bekannt, sie schlage ihren Aktionären Kaspar Villiger als neuen Verwaltungsratspräsidenten vor. Ein gewesener Bundesrat als Bankkapitän? Die global tätige Grossbank, die nur dank milliardenteuren Staatskrücken dem Kollaps entronnen war, sollte ausgerechnet von einem alternden Quereinsteiger in ruhigere Gewässer gesteuert werden?

Der Entscheid, den langjährigen Finanzminister der Eidgenossenschaft anzuheuern, war kein Flop. In Villigers präsidialer Amtszeit rappelte sich das Finanzinstitut wieder auf. Während Krisenmanager Oswald Grübel den Turnaround erzwang, bewies der freisinnige Politsaurier Villiger ein feines Händchen in der Personalpolitik. Der von ihm geführte Verwaltungsrat übertrug 2011 die operative Verantwortung der Bank einem Tessiner, der erst kurz zuvor zur UBS gestossen war: Sergio Ermotti.

Er will Tore schiessen

Ist es abwegig, den Umkehrschluss zu machen? Warum sollte ein Topmanager nicht in die Politik wechseln? Hat Sergio Ermotti überhaupt das Zeug zum Bundesrat? So kühn diese Idee ist: Sie hat Hand und Fuss.

Verbriert ist, dass der vor 57 Jahren in Lugano geborene Ermotti schon immer Tore schiessen wollte. Schulische Höchstleistungen interessierten ihn weniger als fussballerische Exzellenz. Bei der Cornèr Bank in Lugano absolvierte er eine Lehre, an die sich eine Ausbildung zum Sportlehrer in Magglingen hätte anschliessen sollen. «Fussballprofi wäre mein Traum gewesen», bekannte Ermotti vor dreieinhalb Jahren gegenüber der *Weltwoche*, als er bereits UBS-Konzernchef war. Er habe als Stürmer und im offensiven Mittelfeld immer mit vollem Einsatz gespielt. «Ich war schon auch der Spieler, der auf dem Platz einen gewissen Führungsanspruch entwickelte, vor allem, als ich später Teamcaptain wurde.»

Ganz nach oben schaffte es der Ballartist Ermotti nicht. Also fokussierte er seinen Ehrgeiz auf die berufliche Karriere. Mit dem Diplom eines Bankfachexperten im Sack ging er nach Oxford, wo er einen Managementlehrgang absolvierte. Es folgten Stationen beim globalen Finanzkoloss Citigroup und bei der amerikanischen Investmentbank Merrill Lynch. Auch in der italienischen Grossbank Unicredit



schoß Sergio Ermotti Tore, die ihn zum Vizekonzernchef emporkatapultierten. Im April 2011 transferierte ihn der damalige UBS-Chef Oswald Grübel nach Zürich. Sieben Monate später war Ermotti selber Konzernchef.

Geradezu prototypisch gibt Sergio Ermotti den Topmanager. Er hat sich auf dem internationalen Parkett durchgesetzt, gilt als durchsetzungsstark, schultert selbstsicher Verantwortung, verständigt sich problemlos in italienischer, deutscher, französischer und englischer Sprache. Er argumentiert sorgfältig, hört aufmerksam zu. Und er versprüht Charisma. Vom Scheitel bis zur Sohle.

Solche Attribute stünden auch Bundesräten gut an. Und Bundesrätinnen.

Geschlossenes System

Leider sind Politik und Wirtschaft auch hierzulande Gegenwelten geworden. Wenn die Landesregierung personell zu erneuern ist, steht die Wirtschaftselite an der Seitenlinie. Längst haben wir uns daran gewöhnt, dass Bundesratswahlen zu einem Ritual verkommen sind, das in einem geschlossenen System stattfindet. Die Wahlbehörde bevorzugt Eigengewächse. Wer nicht amtierendes Mitglied von National- oder Ständerat ist, startet aus der zweiten Reihe. Es gilt die Devise: «Wen man nicht kennt, den wählt man nicht.» Auch amtierende Regierungsräte sind suspekt. Nur ausnahmsweise schaffen sie den Sprung in den Bundesrat, in jüngerer Zeit Ruth Metzler, Micheline Calmy-Rey und Eveline Widmer-Schlumpf. Der Regelfall ist, dass bundeshausferne Aspiranten häufig schon im parteiinternen Nominationsverfahren scheitern, spätestens aber am Wahltag selber (so erging es Karin Keller-Sutter, Patrizia Pesenti, Norman Gobbi, Rita Fuhrer und Roland Eberle).

Eine Bundesratskandidatur des Wirtschaftsvertreters Sergio Ermotti käme einem reinigenden Gewitter gleich. Man stelle sich vor: Ein erfolgreicher Manager, der rund um den Globus Erfahrungen gesammelt hat, stellt sich in den Dienst der *res publica*. Er trägt seine unternehmerische Weitsicht ins Bundeshaus. Das wäre ein Gewinn für den Bundesrat, für den politischen Ideenwettbewerb, für die Wirtschaft, für die Schweiz.

Die Idee ist nicht gar so verwegen, weil Sergio Ermotti längst bewiesen hat, dass er ein eminent politischer Kopf ist. Das Malaise, dass

die Tenöre der Wirtschaft kaum mehr mitsingen, ist erkannt. Ermotti gehört zu den ganz wenigen Managern, die Kontra geben. Für Furore sorgte er, als er 2015 nach dem Entscheid der Nationalbank, den an den Euro gekoppelten Franken-Mindestkurs aufzuheben, mit einem öffentlichen Weckruf aufwartete: Die Politik müsse endlich aufhören, die Innovationskraft der Wirtschaft regulatorisch zu drosseln. Der Bundesrat müsse «mutig und geschlossen seine wirtschaftspolitische Führungsaufgabe wahrnehmen». Die im Wahlkampf stehenden Parteien ermahnte Ermotti, keine Zeit mit unfruchtbaren Hahnenkämpfen zu verplempern.

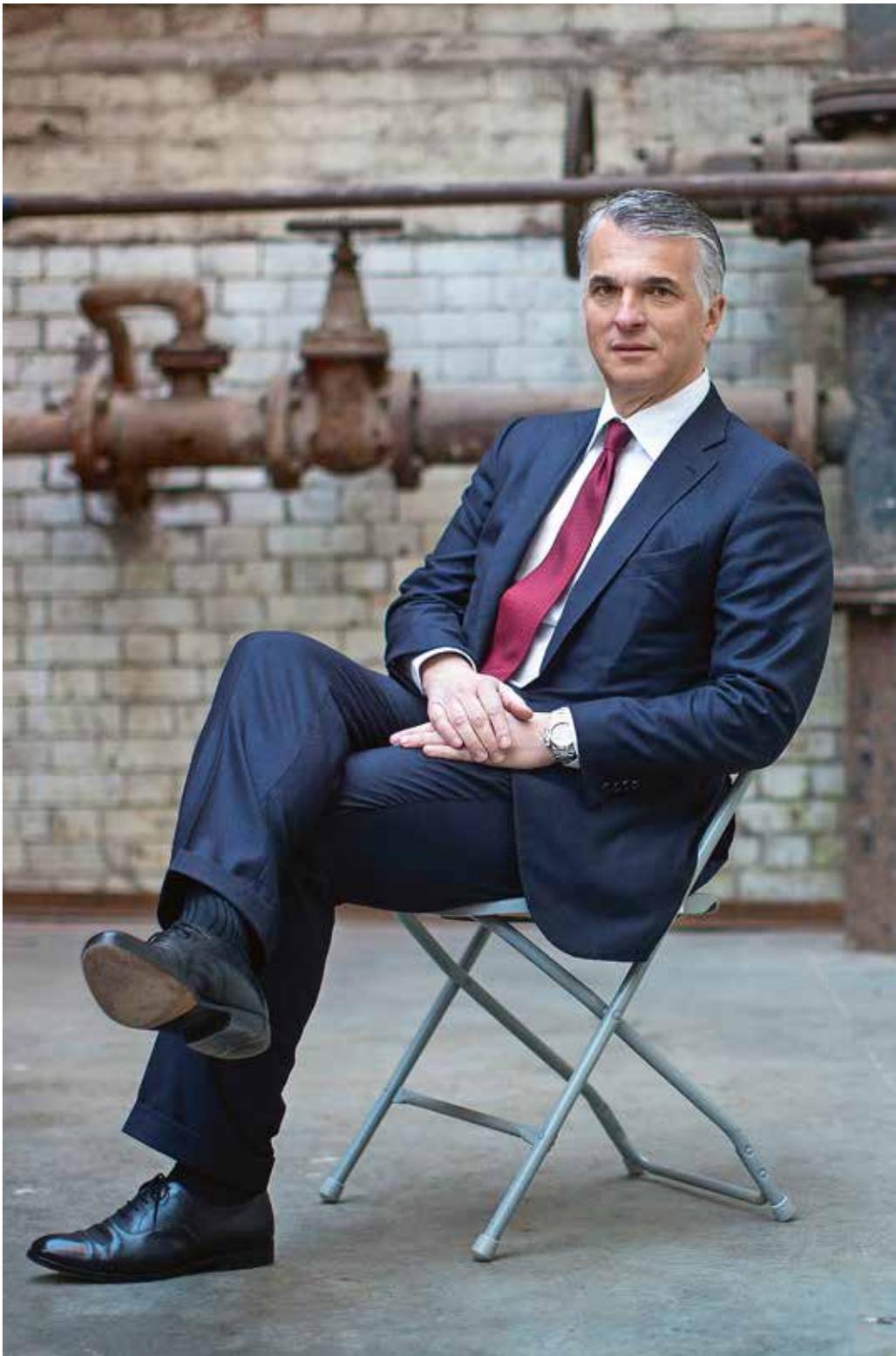
Die Linke schrie subito Zeter und Mordio. Ausgerechnet der Chef jener Grossbank, die nur dank politischer Notfallhilfe überlebt habe, erreche sich, der Politik den Marsch zu

«Ich muss nicht aufhören, über Politik zu sprechen, nur weil andere darüber nicht sprechen wollen.»

blasen. Ermottis Belehrungen waren in den Augen von SP-Präsident Christian Levrat «untauglich und arrogant». Die Grünen-Präsidentin Regula Rytz kanzelte Ermotti als unverschämten Bonus-Ritter ab. Der Gewerkschaftssozialist Corrado Pardini malte reflexartig die drohende Umverteilung von unten nach oben an die Wand.

Die rot-grünen Stänkerer, die den Namen des potenziellen Quereinsteigers Sergio Ermotti niemals auf ihren Wahlzettel kritzeln würden, vergessen: Die letzte Person, die als Quereinsteigerin den Sprung in den Bundesrat schaffte, war eine Linke: Ruth Dreifuss war Gewerkschafterin ohne politisches Mandat, als sie 1993 gewählt wurde. Vorangegangen waren Turbulenzen um ihre politische «Zwillingschwester» Christiane Brunner. Deren Nichtwahl führte dazu, dass Ruth Dreifuss ihre gewerkschaftlich getunkte Aussensicht in die Landesregierung einbringen konnte. Als unverschämt und arrogant wurde sie deswegen nicht gebrandmarkt. Weshalb sollte auf bürgerlicher Seite unmöglich sein, was zur Linken möglich war?

Gefordert ist die FDP. Die angelaufene Kandidatenkür der Wirtschaftspartei wirkt angestrengt. Sie könnte das Momentum nutzen, um ihre Vorstellungen eines prosperierenden Standorts zu propagieren. Sie könnte ihr libe-



Unternehmertum und Innovationskraft: UBS-Chef Ermotti.

rales Rezeptbuch aufklappen und darlegen, was die Politik unternehmen muss, um Unternehmertum und Innovationskraft zu stärken. Doch das vom scheidenden Amtsträger Didier Burkhalter unvermittelt aufgestossene *window of opportunity* bleibt geschlossen. Ignazio Cassis, Fraktionschef im Bundeshaus, ist zwar ein logischer Kandidat, zumal er Tessiner ist, ein routinierter Bundeshausmechaniker und unter der Käseglocke Bundeshaus eine bekannte Figur. Doch das Bemühen der FDP, ihre Ansprüche einzufordern, wirkt mutlos, parteitaktisch kalkuliert, schwunglos.

Auch Sergio Ermotti ist, obwohl von kosmopolitischem Format, ein überzeugter Südschweizer geblieben. «Ich bin dem Tessin sehr verbunden, ich bin dort verwurzelt», sagte er im bereits erwähnten Interview mit der *Weltwoche*. Und zu seiner Einstellung zur Schweiz befragt, meinte er: «Ich bin stolz, Schweizer und Tessiner zu sein.» Solche Sätze könnten von einem freisinnigen Bundesratskandidaten stammen. Warum, so fragt man sich, ist im Tessin niemand auf die Idee gekommen, im Haus Ermotti anzuklopfen? An der Nase nehmen müsste sich auch FDP-Präsidentin Petra Gössi.

Sie hat, nicht lange ist es her, einen «New Deal» zwischen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft postuliert. Der Gedanke ist gut: Die Wirtschaft soll sich auf ihre soziale Verantwortung zurückbesinnen, sich mehr in die Politik einbringen. Doch wo sind die freisinnigen Überzeugungstäter, die den «New Deal» klipp und klar ausdeutschen?

Ermottis liberale Agenda

Sergio Ermotti spricht deutsch und deutlich über seine liberale Agenda. Die Regulierungsdichte sei in der Schweiz generell zu hoch, sagte er Anfang Juni in einem von *Bilanz*-Chefredaktor Dirk Schütz moderierten TV-«Business-Talk». Diese Kritik sei nicht eigennützig auf den Finanzplatz bezogen, betonte er. «Wir Banken sind nicht für weniger Regulierung. Aber wir sind gegen mehr Regulierung.» Im gleichen Kontext kritisierte er das Parlament, das nach den Wahlen 2015 keine wirtschaftsfreundliche Kurskorrektur zustande gebracht habe. Dass der Bundesrat weiterhin mit Linksdrall unterwegs ist, beklagt Ermotti ebenfalls offen. Danach gefragt, weshalb er ein Solitär unter den Wirtschaftskapitänen sei, antwortet der sprachgewandte Tessiner: «Ich muss nicht aufhören, über Politik zu sprechen, nur weil andere darüber nicht sprechen wollen.»

Bundesrat Sergio Ermotti? Das wäre ein Coup von historischer Dimension. Die Geschichte lehrt, dass die eidgenössische Politikerkaste seit jeher Seitenwechslern abhold war. Quereinsteiger, die das Land mitregiert haben, sind an einer Hand abzuzählen. Im 19. Jahrhundert wurde der Solothurner Freisinnige Bernhard Hammer in den Bundesrat gewählt, obschon er zuvor als Militär und Diplomat Karriere gemacht hatte. Der freisinnige Berner Hans Schaffner war Aussenhandelsdiplomate, als er 1961 die Bundesratsweihen empfing. Er war der erste und bisher einzige Spitzenbeamte, den das Parlament mit Regierungsverantwortung betraute. Die Gewerkschaftsfrau Ruth Dreifuss ist bereits erwähnt worden.

Das Zehn-Punkte-Manifest

Die Kür unserer Landesmütter und -väter folgt allzu engmaschigen Spielregeln. Ist ein echter Wettbewerb um die sieben wichtigen Politstühle des Landes gar nicht erwünscht? Bevorzugen wir, wie es der Historiker Urs Allematt in seinem biografischen Lexikon über die Schweizer Bundesräte formulierte, Magistraten ohne Eigenschaften? Allematt meint: «Gewiss nicht, aber man bringt in der Schweiz charismatischen Führerfiguren mit allzu grosser Dynamik und Brillanz ein typisches helvetisches Misstrauen entgegen.» Es ist Zeit, das Misstrauen abzuschütteln. Die Schweiz ist reif für eine Kandidatur Ermotti. Hier folgt das Zehn-Punkte-Manifest, das den UBS-Chef zum idealen Kandidaten stempelt. >>>

Erstens: Sergio Ermotti hat das Fiasko, das die schlängelnde UBS in den Nullerjahren an den Abgrund führte, nicht mitverursacht. Er stieg erst 2011 bei der systemrelevanten Grossbank ein. Seither hat er deren Comeback aktiv mitgestaltet.

Zweitens: Der Anspruch der Westschweiz auf drei Sitze im Bundesrat ist überzogen. Die Bundesverfassung postuliert, dass die Sprachregionen angemessen in der Regierung vertreten sein sollen. Der Anspruch der Südschweiz ist legitim. Ermotti ist Tessiner.

Drittens: Seit sechs Jahren ist Sergio Ermotti Konzernchef der UBS. Über mögliche Kandidaten, die ihn beerben könnten, wird bereits spekuliert. Der 57-Jährige befindet sich im besten Alter, um nochmals durchzustarten.

Viertens: Ermotti ist kein Ochsentour-Politiker, kein Parteisoldat. Sein Profil ist aber freisinnig im besten Sinn: Er denkt staatskritisch, antiregulatorisch, kämpft für unternehmerische Freiräume, gegen die schleichende Übermacht des Beamtenstaats.

Kalkül von Levrat

Fünftens: Für die Linke ist Ermotti ein rotes Tuch. Das spricht für ihn. Das Kalkül von Levrat und Co., eine linksliberale Kandidatur herbeizureden, ist offenkundig. Es geht aber nicht darum, den Mitte-links-Kurs zu perpetuieren,

Der selbstbewusste, weltläufige Topbanker würde den Bundesrat dynamisieren.

den der freisinnige Etatist Didier Burkhalter mitgetragen hat. Jetzt ist es angezeigt, die bürgerliche Schlagzahl im Bundesrat zu erhöhen.

Sechstens: Der selbstbewusste, weltläufige Topbanker würde den Bundesrat dynamisieren. Auf dem Parkett der Aussenpolitik wäre der bekennende Skeptiker der real existierenden EU marschtauglich, als Wirtschaftsminister wäre er eine Idealbesetzung, als Finanzminister sowieso.

Siebtens: Charismatiker bereichern das Bundesratsgremium, die Politik insgesamt. Sergio Ermotti könnte ebenso überzeugend Nespresso-Kapseln feilbieten wie der graumelierte Bannerträger aus Hollywood.

Achtens: Die Wirtschaft braucht führungs-erprobte und krisenresistente Persönlichkeiten. Gleiches gilt für die Politik. Die Wahl des liberalen Überzeugungstäters Ermotti wäre ein schlagender Beweis, dass die Schweiz nicht auf Mittel-mass setzt.

Neuntens: Politik und Wirtschaft seien inkompatibel geworden, wird beklagt. Dieses Malaise würde mit der Wahl Sergio Ermottis in den Bundesrat handstreichartig überwunden.

Zehntens: Worauf wartet die FDP eigentlich noch? ○

Unternehmen

Gradlinig

Von Beat Gygi — Sergio Ermotti hat in den fast sechs Jahren seiner Zeit als Konzernchef die UBS konsequent umgebaut. Er hat als Chef in mittelschweren Zeiten einen guten Job gemacht.



Sergio Ermotti hat kürzlich in einem Interview in der *Financial News* kritisiert, die Anleger sähen Banken wie die UBS immer noch zu stark im Zusammenhang mit Investmentbanking, das drücke auf den Aktienkurs, dabei sei die Bank doch ein

Vermögensverwalter. Ermotti findet die Anstrengungen seines Teams zu wenig honoriert. Der Tessiner war im April 2011 von der italienischen Grossbank Unicredit in die UBS-Konzernleitung gekommen, nur Monate bevor er im September abrupt Nachfolger des damaligen UBS-Konzernchefs Oswald Grübel wurde, weil dieser nach den Verfehlungen des Londoner Händlers Adoboli zurücktrat. Kurz vor diesen Turbulenzen, im Juli, sagte Ermotti gegenüber der NZZ auf die Frage, ob Grübel ihn als seinen Nachfolger geholt habe, dass er primär die Chance genutzt habe, in seinem Heimatland eine verantwortungsvolle Stelle anzutreten. Man zähle wohl automatisch zum Kandidatenkreis für die CEO-Nachfolge, wenn man als Externer in solchen Zeiten in die UBS-Spitze geholt werde, aber darüber spekulieren wolle er nicht.

Die Wendung «nicht spekulieren» passt in mehrfacher Hinsicht zu Ermotti. Man kann es auch Berechenbarkeit oder Gradlinigkeit nennen. Er wirkt jedenfalls nicht wie ein Spieler, der dem Gegenüber immer raffiniert zwei Schritte voraus zu sein sucht. In den fast sechs Jahren an der operativen Spitze der UBS hat er die Strategie praktisch so umgesetzt, wie sie angekündigt worden war, wenn auch noch nicht alle Zielwerte erreicht sind. Seit Ermottis Antritt hat die UBS-Aktie 69 Prozent an Wert gewonnen. Das kann man natürlich nicht einfach dem Chef zuschreiben. Aber es ist doch bemerkenswert, dass die Aktie der Credit Suisse (CS) in der gleichen Zeit 24 Prozent an Wert verlor. Der Börsenindex SMI der grossen Schweizer Unternehmen legte derweil um 62 Prozent zu.

«Nicht spekulieren» hat sich auch bei der Neuordnung der Bankgeschäfte ausbezahlt. In Ermottis Zeit hat die UBS das Investmentbanking auf ein Mass zurückgefahren, das die Bankspitze als tragbar und langfristig sinnvoll einstufte. Eigentlich hatten Konzernführung

und Verwaltungsrat bereits nach Finanzkrise und staatlicher Rettung 2009 eine Strategie entworfen, die eine starke Verringerung des Investmentbankings vorsah; Konzernchef Grübel hatte dann aber die Märkte als Investmentbanking-freundlich eingeschätzt und diese Geschäfte neu forciert.

Schrauben angezogen

Gleich nach seiner Ernennung zum neuen Konzernchef kündigte Ermotti im November 2011 hingegen einen Paradigmenwechsel im Investmentbanking an, man fahre dieses deutlich zurück. Diesen Kurs hielt er jahrelang durch. Branchenbeobachter sind beeindruckt von der Konsequenz, mit der Ermotti jene Bilanzpositionen reduzierte, die risikoreich,



Neuer Kurs: Ex-UBS-VR-Präsident Villiger (l.), Ermotti.

mit entsprechenden Eigenmittelanforderungen und damit hohen Kosten verbunden sind. Diese Entlastung war umso wichtiger, als die Regulierung die mit dem Investmentbanking verbundenen Geschäfte mit immer strengeren Anforderungen belastet und damit kostspieliger macht.

Damit ist Ermotti bei der UBS einen ganz anderen Kurs gefahren als sein Kollege Brady Dougan an der Spitze der CS. Ende 2012 war Dougan der Meinung, die CS habe ihr Investmentbanking derart raffiniert eingerichtet, dass sie mit weniger Risikoexposition mehr aus dem Kapital heraushole, die CS sei der Konkurrenz voraus. Dougan war als Konzernchef zugleich der tonangebende Investmentbanker, der auch den Verwaltungsrat mit Präsident Urs Rohner beeinflusste. Erst Mitte 2015 riss die CS-Spitze das Ruder herum, als

der von aussen gekommene Tidjane Thiam Konzernchef wurde und bald darauf ein Programm zur Redimensionierung des Investmentbanking vorstellte. Bis dahin war dieses Geschäft aber bereits zu einer derartigen Belastung geworden, dass das Zurückfahren lange Bremswege und hohe Kosten bedeutete. Die krassen Unterschiede zwischen UBS- und CS-Börsenkursen haben also viel mit Ermottis konsequentem Vorgehen zu tun. Und auch damit, dass er bei seiner Führungsarbeit mit den Kaderleuten so umgegangen ist, dass das Team gut funktioniert. Ermotti gilt als allseits akzeptierter Chef mit der richtigen Balance zwischen Kollegialität und Autorität. Es wird allerdings auch daran erinnert, dass Ermottis Zeit weniger turbulent war als die Finanzkrise mit Beinahe-Untergang und bedrohlichen Rechtskonflikten.

Gemütlich ist es für Banken heute aber auch nicht. Die Regulierer haben die Schrauben Umdrehung für Umdrehung angezogen, das treibt die Kosten hoch. Die Tiefzinspolitik der Notenbanken engt die Geschäftsfelder ein, und ohne Zinsen verlieren Banken einen Teil ihrer Funktionen und Verdienstmöglichkeiten. Immerhin kann sich die UBS voll darauf konzentrieren, während die CS-Führung zusätzlich die verschleppte Restrukturierung am Hals hat. Auch mit Blick auf die Kapitalausstattung der Bilanz oder das Errichten einer selbstständigen Schweizer Gesellschaft war die UBS immer etwas früher als die CS.

Wenig Neugeldzuflüsse

Aber auch Ermotti hat noch viel zu erledigen. Die Eigenkapitalrendite etwa sollte gemäss eigener Zielsetzung nahe bei 15 Prozent liegen, im Jahr 2016 erreichte sie 6 Prozent, im Jahr zuvor knapp 12 Prozent. Der Anteil der Kosten an den Erträgen sollte auf 70 bis 80 Prozent gedrückt werden, letztes Jahr machte er immer noch 85 Prozent aus. Hinter diesen Zahlen verbirgt sich ein Problem, das nicht einfach zu lösen ist: Es fehlt der Schwung. Die UBS hat sich zwar so entwickelt, wie die Strategie es vorsah. Die Vermögensverwaltung wurde zum dominierenden Kerngeschäft, das Investmentbanking ist mehr oder weniger auf die Bedürfnisse der anderen Divisionen zugeschnitten, und in Asien ist die UBS die mit Abstand führende Auslandsbank. Aber das Wachstum blieb jüngst aus, es gab wenig Neugeldzuflüsse, die Margen in der Vermögensverwaltung geben nach.

In Europa versucht man nun, vermehrt zu den Kunden in einzelnen Länder zu gehen, was mit Aufbaukosten verbunden ist. Der Boom bei passiven Anlagen geht an der Bank vorbei. Ein Lichtblick ist dagegen das ertragsstark gewordene Geschäft in den USA. Ermotti kann die von ihm erhoffte Börsenkurssteigerung wohl am ehesten dann erreichen, wenn die Vermögensverwaltung wieder voll in Schwung kommt. ○

Nahaufnahme

Ein Sympathieträger, der sich nicht anbiedert

Von Roger Köppel — Der Tessiner Weltbürger Ermotti, aus der Nähe betrachtet.

In Lugano erzählen sie folgende Anekdote über den heutigen UBS-Chef Sergio Ermotti, Tessiner Weltbürger mit glanzvoller Laufbahn. Wenn er als Teenager in eine örtliche Boutique kam, um sich neue Jeans zu kaufen, sei es vorgekommen, dass er, unbekannter Banklehrling mit schmalem Lohn, nicht den ganzen Betrag auf einmal zahlen konnte. Dass sie ihm die Jeans trotzdem gaben, hatte nichts mit Mitleid zu tun. Die Ladenbesitzer wussten: Ermotti hält seine Versprechen und zahlt seine Rechnungen. Immer.

Harte Arbeit, beeindruckende Leistung

Die meisten, eigentlich alle Leute, wenn man sie nach dem heutigen UBS-Chef fragt, sind schwer beeindruckt. Sie staunen über die Karriere dieses Managers, der es aus einfacher Familie ohne Studium nicht nur an die Spitze der grössten Schweizer Bank brachte, sondern in der dünnen Höhenluft auch durchhielt und reüssierte. Als Aussenseiter Ermotti in die Fussstapfen des sagenumrankten UBS-Rettens und -Sanierers Oswald Grübel trat, treten musste/durfte, wurde er nur für ein halbes Jahr sozusagen auf Bewährung installiert. Aus den sechs Monaten sind sechs Jahre geworden.

Kann es sein, dass sie ihn alle unterschätzt haben? Viele dachten, UBS-Präsident Axel Weber, hochdekorierter Ex-Präsident der Deutschen Bundesbank, würde den Tessiner in jeder Hinsicht überstrahlen. Heute hat sich der Eindruck längst verfestigt, dass der Schweizer in diesem Duo keineswegs die zweite Geige spielt. Ermotti ist der Spitzenposten auf dem Zürcher Finanzplatz nicht in den Schoss gefallen. Er hat sich seine Stellung gegen anfängliches Misstrauen hart erarbeitet und dann durch Leistung gesichert. Chapeau.

Er kann anecken

Ermotti wirkt an öffentlichen und halbprivaten Anlässen so, wie er auch im persönlichen Gespräch auftritt: sympathisch, verbindlich, locker, aber bestimmt und immer etwas distanziert. Er ist keiner, der sich anbiedert. Ich habe schon Bankchefs erlebt, die alles geben für eine makellose Aussenwirkung. Ermotti kann auch anecken, seinen Standpunkt gegen Widerstand vertreten. Man merkt ihm den Kämpfer an, den ehemaligen Sportler, der weiss, dass er sich am Ende nur auf seine Leistung verlassen kann. ○

In den USA soll er sich eine seiner wichtigsten Qualitäten antrainiert haben: die Coolness. Die Nervenstärke unter Druck, auch die Fähigkeit, nicht alles preiszugeben. Sein Motto: «Keine Panik.» Der Tessiner gehörte zu den fünfzehn bis zwanzig obersten Managern, die Ende der neunziger Jahre die US-Investmentbank Merrill Lynch führten. Danach war er in Italien bei Unicredit nach einer missratenen Akquisition als erfolgreicher Aufräumer tätig. Als CEO Alessandro Profumo ging, hätte Ermotti ganz nach oben stossen können, doch die norditalienische Lega legte ihr Veto ein, was in Italien von Gewicht war. Der Rechtspartei passte nicht, dass Ermotti bei der Bank die Kosten senkte, also wirtschaftlich vernünftiger handelte.

Mittelstürmer und Patriot

Arbeitstier Ermotti wäre früher gern Profifussballer geworden. Sein Vater und sein Onkel waren begabte Sportler. Einem Freund sagte er:

Die Ladenbesitzer wussten: Ermotti hält seine Versprechen und zahlt seine Rechnungen. Immer.

«Ich hätte die Banklaufbahn sausen lassen, aber nur dann, wenn ich die Garantie gehabt hätte, als Mittelstürmer der Schweizer Fussballnationalmannschaft einen WM-Final zu bestreiten.» Dazu kam es nicht. Stattdessen schießt Ermotti jetzt Tore für die UBS. Was man ihm hoch anrechnen muss: Obschon der Schweizer Staat über die Finanzmarktaufsicht und die Notenbank mittlerweile stark in den Finanzsektor hineinregiert, traut sich Ermotti wie früher Grübel als einer der ganz wenigen, öffentlich dagegenzuhalten. Das ist mutig, denn der Staat hätte genügend Hebel, dem unbequemen UBSler das Leben schwerzumachen.

Ohne es an die grosse Glocke zu hängen, ist Weltbürger Ermotti Patriot. Gesinnungsmässig bürgerlich, EU-Skeptiker, bleibt er zu den Parteien aber auf Distanz. Er lässt sich nicht vereinnahmen. Auch im Tessin meidet er Verflechtungen. Was ihn aber nicht hindert, den FC Collina d'Oro in Gentilino bei Lugano finanziell zu unterstützen – mit der einzigen Auflage, dass alle Spieler gratis spielen. Auch trifft er seine alten Kollegen aus Schüler- und Fussballzeiten nach wie vor. Ermotti pflegt seine Wurzeln, und die Schweiz liegt ihm am Herzen. ○



Wochenschau

Emmanuel Macron ist zurzeit das Mass aller Dinge. Seine Wahlerfolge sind kolossal, sein Auftreten magistral. Wenn Frankreichs

Staatsoberhaupt seine Gäste empfängt, bleibt kein Auge trocken. Den Kongress lud er nach Versailles, mit dem Ehepaar Trump dinierte er auf dem Eiffelturm. Diese Woche durfte unsere Bundespräsidentin den neuzeitlichen Sonnen-

könig besuchen. Schauplatz war der Palais de l'Élysée. In einem goldbetressten, mit goldenen Leuchtern bestückten Salon durfte Doris Leuthard in einen goldgelben Fauteuil sinken. Strenggenommen handelte es sich bloss um



Ist es der Auerhahn?

Von Philipp Gut — Schwyz und die anderen Zentralschweizer Kantone sind gegen ein neues Bundesasylzentrum mitten in besiedeltem Gebiet. Sie fühlen sich von Justizministerin Sommaruga verschaukelt.

Eigentlich läuft alles nach Plan. Seit bald zwei Jahren betreibt der Kanton Obwalden auf dem Glaubenberg ob Sarnen ein Bundesasylzentrum (BAZ). Grössere Probleme gab es dort nicht. Obwalden will am Standort festhalten und den bisherigen Betrieb unbefristet verlängern. Das ist bemerkenswert, denn niemand reisst sich um solche Zentren.

Doch ausgerechnet das zuständige Staatssekretariat für Migration (SEM) unter SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga stellt sich nun quer. Es will das BAZ vom abgelegenen Glaubenberg in den urbanen Talboden von Schwyz verlegen. Dies gegen den Willen der Schwyzer Regierung. Und gegen den Willen der übrigen Zentralschweizer Kantone, die ebenfalls für den Standort Glaubenberg einstehen.

Das Vorgehen des Bundes sei «staatspolitisch fragwürdig» und werfe ein schiefes Licht auf die Entscheidungsabläufe des SEM und des Justizdepartements, sagt Andreas Barraud (SVP), Schwyzer Regierungsrat und Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartements, auf Anfrage der *Weltwoche*. Die Gesamtregierung stützt seine Kritik. Worum geht es?

Der Ärger der Schwyzer bezieht sich zunächst auf den Umstand, dass das neue Bundesasylzentrum Wintersried mitten in ein Areal gepflanzt werden soll, das als Entwicklungsschwerpunkt im kantonalen Richtplan definiert ist. Der Kanton und die Gemeinde seien intensiv daran, das Gebiet rund um das Zeughausareal, in dem das SEM das BAZ Wintersried gerne hätte, weiterzuentwickeln und damit neue Arbeits- und Ausbildungsplätze zu schaffen, sagt Barraud. Ein Asylzentrum mit über 300 betreuten Personen passe da «partout nicht ins Konzept».

Warum aber will der Bund nichts mehr vom Standort Glaubenberg wissen, den er selbst initiiert und favorisiert hat? Hier gleitet die Geschichte ins Possenhafte ab. Verantwortlich für seinen Sinneswandel macht Bern in erster Linie den Umweltschutz: Die bisherige Unterkunft müsse saniert und umgenutzt werden, und das hätte Folgen für die Moorlandschaft von nationaler Bedeutung, in der die Gebäude liegen, schreibt das Bundesamt für Umwelt (Bafu) in einem Bericht vom 8. Februar 2017.

Die Räumlichkeiten gehören heute dem Verteidigungsdepartement, später sollen sie ans SEM und an das Justizdepartement übergehen. Das Bafu moniert, ein Bundesasylzentrum führe in der Umgebung «ganzjährig

voraussichtlich zu einer intensiveren und in geringerem Masse steuerbaren Nutzung, als dies mit der militärischen Belegung der Fall war». Muss man daraus schliessen, dass Asylbewerber etwa mehr Lärm verursachen als die Soldaten, die auf dem Glaubenberg regelmässig scharf geschossen haben? Man staunt.

Man staunt noch mehr, wenn man in den Archiven blättert. Dasselbe Bafu befand nämlich noch in einem Bericht vom 14. Oktober 2016, eine Sanierung der Aussenhülle des heutigen Truppenlagers sei zulässig, und sämtliche Sanierungs- und Unterhaltsarbeiten innerhalb der heutigen Gebäudehülle seien möglich.

Jetzt gilt dies alles nicht mehr – dafür tauchen neue Argumente gegen den Glaubenberg auf. Der Betrieb des BAZ sei «in der geschützten Moorlandschaft – im Gegensatz zur militärischen Nutzung (Schiess- und Übungsplatz), die in besonderem Masse an die topografische Situation und an die Lage weit weg von lärmempfindlichen Räumen geknüpft ist – nicht unmittelbar standortgebunden», so das Bafu. Mit anderen Worten: Geschossen werden musste in der Moorlandschaft, Asylbewerber aber dürften nicht mehr dort wohnen, obwohl sie ebendort jahrelang logiert haben, ohne dass Schäden an der geschützten Natur bekannt wurden.

«Nicht bewilligungsfähig»

Was letztlich die Kehrtwende bewirkt hat, bleibt schleierhaft. Ist es wirklich nur die Furcht vor der Drohung einzelner Umweltverbände? Ist es der geschützte Auerhahn? Sicher ist, dass der Druck von ganz oben kommt. Im Januar kommunizierte Bundesrätin Sommaruga den Innerschweizer Kantonen, falls sie weiter am Glaubenberg festhielten, müssten sie die entstehenden Mehrkosten selber tragen. Die Betroffenen liessen ein Rechtsgutachten erstellen, das keine gesetzliche Grundlage für eine solche Kostenübernahme sah. Seither verzichtet Sommaruga auf dieses Argument. Das SEM teilt auf Anfrage der *Weltwoche* mit, es handle sich weniger um eine Kehrtwende, vielmehr habe sich der Standort Glaubenberg «letztlich als voraussichtlich nicht bewilligungsfähig» erwiesen. Volkswirtschaftsminister Barraud hat dafür kein Verständnis: Die Justizministerin setze sich über den politischen Willen der betroffenen Kantone hinweg und missachte den Föderalismus. Es fällt schwer, ihm zu widersprechen.

einen Arbeitsbesuch, die Schweiz hat ja kein Staatsoberhaupt, sondern sieben Staatsdiener, die sich die Regierungsmacht teilen. Doch wenn Staatsmann Macron zum Rendezvous lädt, sieht es nie nach Arbeit aus.

Das Wunder von Basel

Vor 120 Jahren legte Theodor Herzl am Rhein die Grundlagen für den künftigen Staat Israel. Dabei halfen ihm vor allem Christen. Sie hofften, dass mit der Rückkehr der Juden ins Heilige Land das messianische Zeitalter anbrechen werde. Schweizer Juden standen dem Zionismus eher skeptisch gegenüber. *Von Pierre Heumann*

Im Sommer 1897 fielen in Basel ungewohnte Besucher auf. «Russische und polnische Rabbiner mit langen Bärten, einem schwarzen Barett und einem bis zu den Knöcheln reichenden Kaftan» waren im Zentrum zu sehen, notierte damals ein Chronist. Doch die meisten Juden, hielt ein anderer zeitgenössischer Beobachter fest, seien «modern und zeitgemäss gekleidet und erscheinen nicht in der Ghettotracht». Sie seien alle «im Besitze der geistigen und materiellen Culturerrungenschaften unserer Zeit».

Die rund 250 Gäste aus aller Welt waren der Einladung von Theodor Herzl gefolgt, einem Wiener Journalisten und Schriftsteller. Er hatte ganz Grosses vor, wollte er doch nichts weniger als einen «Judenstaat» gründen. Basel war seine Plattform, um sein Ziel zu propagieren. Erstmals seit 2000 Jahren diskutierten Juden unter seiner Leitung über eine gemeinsame politische Zukunft. «Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen», sagte ihnen Herzl.

Was damals am Rhein begann, führte ein halbes Jahrhundert später zur Ausrufung des Staates Israel.

Die Schweiz und vor allem Basel spielten bei der Realisierung von Herzls Vision eine Schlüsselrolle. Von den 22 Zionistenkongressen, die bis 1946 stattfanden, wurden vierzehn in der Schweiz durchgeführt, davon zehn in Basel, zwei in Zürich sowie je einer in Luzern und in Genf. Die Zionisten schätzten die Neutralität und die Diskretion, die ganz besonders Basel bot. So meinte Herzl einmal: «Ihr versteht nicht, dass es gewisse Dinge gibt, die man in Basel sagen kann, aber schon in Zürich oder in Luzern vielleicht nicht mehr.»

Auch wenn sein Ziel fantastisch anmutete und von den meisten als Hirngespinnst belächelt wurde: Herzl zweifelte nicht am Erfolg seines Projektes. Kurz nach dem Kongress hielt er in seinem Tagebuch fest: «Fasse ich den Baseler Kongress in einem Wort zusammen – das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen –, so ist es dieses: In Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig, wird es jeder einsehen.»

«Basel tov»

Am 25. August 1897, vier Tage vor dem ersten Kongresstag, kam Herzl in Basel an. Er ging zunächst an die Freie Strasse 17, wo ihm die Stadt ein Büro zur Registrierung der Delegierten offeriert hatte. Es handelte sich um eine leerge-

wordene Schneiderwerkstatt – der Kleingewerbler war kurz zuvor in Konkurs gegangen. Herzl, der stets Wert auf den Schein legte, verhüllte das Schild der Werkstatt mit einem Tuch, um, wie er überlegte, «faulen Witzen zuvorzukommen». Niemand sollte der zionistischen Bewegung vorwerfen, in einer bankrotten Werkstatt gegründet worden zu sein.

Die Basler bereiteten den Zionisten alles in allem einen freundschaftlichen Empfang. Auch konnte Herzl auf die Sympathien des Regierungsrates zählen. Am ersten Kongress war zum Beispiel Paul Speiser anwesend, einer der führenden Köpfe Basels: Er war Chef des Finanzdepartementes des Halbkantons und zugleich Kirchenratsmitglied. In den folgenden Jahren besuchten auch andere Basler Politiker den Kongress oder empfingen Herzl im Rathaus.

Herzl und seine Gefolgsleute fanden für die Stadt am Rhein immer wieder freundliche Worte. Die Verbundenheit zeigte sich zum Beispiel in einer leichten Veränderung des jiddischen Glückwunsches «Mazel tov». Daraus machte Herzl scherzeshalber «Basel tov», Basel ist gut. Schnell wurde der Name der Stadt zum Synonym für die Kongresse schlechthin.

Das Programm, das während eines halben Jahrhunderts die zionistische Politik bestimmte, ist ebenfalls nach der Kongressstadt benannt. Laut «Basler Programm» erstrebt der Zionismus «für das jüdische Volk die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen gesicherten

Fasziniert war der Jurist Herzl vor allem vom Staatsaufbau der Eidgenossenschaft.

Heimstätte in Palästina». Zur Umsetzung, so das Basler Programm, gehören die Besiedlung Palästinas mit jüdischen Ackerbauern, Handwerkern und Gewerbetreibenden, die Stärkung des jüdischen Selbstgefühls sowie «vorbereitende Schritte zur Erlangung der Regierungszustimmungen, die nötig sind, um das Ziel des Zionismus zu erreichen».

Die Verbindung der Zionisten zu Basel wurde endgültig zum Mythos, nachdem sich Herzl auf dem Balkon des Hotels «Drei Könige», wo er wohnte, hatte ablichten lassen, in verklärter Denkerpose auf den Rhein blickend. Dieses Foto gilt bis heute als Sinnbild für die besondere Beziehung zwischen Basel und dem jüdischen Staat. Die Aufnahme wurde später für

eine Fotomontage verwendet. Statt des baslerischen Hintergrunds betrachtet Herzl nachdenklich-verträumt die alte Stadtmauer von Jerusalem, was bildlich-zeichenhaft eine direkte Verbindung zwischen Herzl, Jerusalem und der zionistischen Bewegung herstellen sollte.

Wie wohl sich die Zionisten in Basel fühlten, zeigen die Pläne Herzls, in der Stadt ein eigenes Kongresshaus bauen zu lassen. Im Juli 1898 notierte er in sein Tagebuch: «Das Judenhäus in Basel wird eine Merkwürdigkeit der Schweiz sein, aber vor allem ein Symbol für die Judenheit werden.» Dem Architekten Oskar Marmorek gab Herzl den Auftrag, einen Entwurf anzufertigen, den er dann aber als «nichtssagend» verwarf. Geld, um das Projekt zu realisieren, hatte Herzl damals im Übrigen eh nicht.

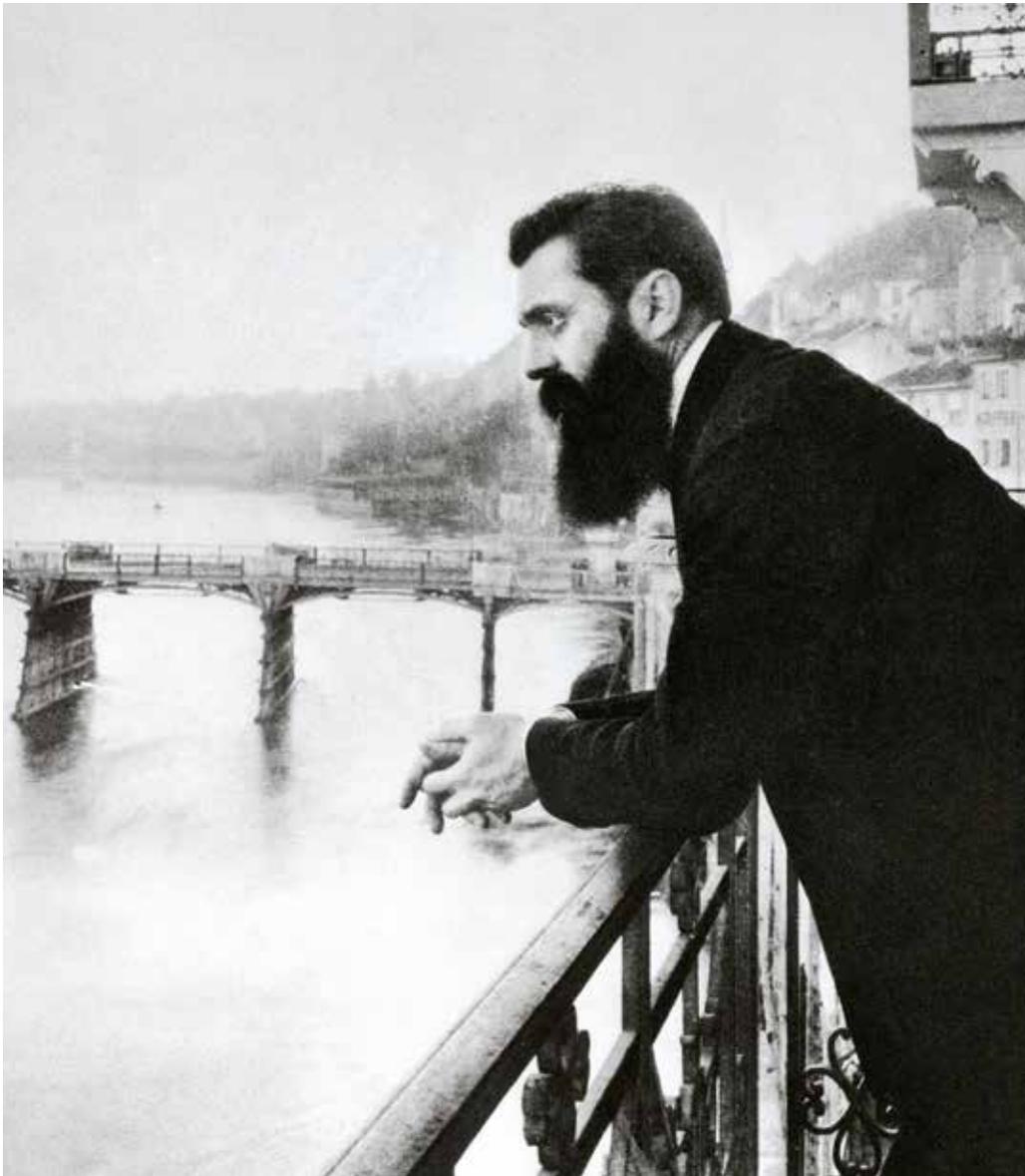
Loyalitätskonflikt

Der Zionismus strebte nicht nur einen Judenstaat an. Er wollte auch einen neuen jüdischen Menschen schaffen. «In den Ghettos des Mittelalters», sagte ein enger Freund Herzls am zweiten Kongress, «verlernten unsere armen Glieder, sich fröhlich zu regen.» Um Juden für den neuen Staat körperlich fit zu machen, führten die Zionisten in Basel den ersten jüdischen Turntag durch. Fünfzehn Vertreter jüdischer Turnvereine aus europäischen Ländern sollten den Versuch dokumentieren, «die progressive körperliche Entartung der jüdischen Rasse einzudämmen».

Die Schweiz war für Herzl ein Musterstaat, und er wollte in Palästina eine Art Mini-Schweiz gründen. So imponierte ihm der Freiheitsmythos um Wilhelm Tell. Auch das Rütli hatte es den Zionisten angetan. «So möge denn ein Geist der Einigkeit, der Geist des Rütli, auch über unserer Versammlung neuer Eidgenossen wehen», dichtete ein Zionistenführer am ersten Basler Kongress.

Fasziniert war der promovierte Jurist Herzl vor allem vom Staatsaufbau der Eidgenossenschaft. Den Föderalismus pries er als Vorbild für den Judenstaat: «Und so soll jeder seine erworbene Nationalität behalten, die Sprache reden, welche die liebe Heimat seiner Gedanken geworden ist. Wir sehen ja in der Schweiz, dass ein Föderativstaat verschiedener Nationen existieren kann.»

Basel war für Herzl vor 120 Jahren allerdings nur zweite Wahl. Lieber wäre er mit seinem ersten Kongress nach München gegangen. Er



Zweite Wahl: Zionismus-Begründer Herzl in Basel, 1897.



«Den Judenstaat gegründet»: Eröffnung des sechsten Zionistenkongresses, 1903.

hatte auch schon alles vorbereitet. Doch dann geschah etwas Unerwartetes. Die Münchner Juden wollten die Durchführung der Versammlung in ihrer Stadt verhindern. Das fortschrittliche jüdische Establishment verstand sich als Teil des deutschen Volkes. Nur schon die Diskussion der Nationalitätenfrage könnte die bisherigen Erfolge wieder in Frage stellen und die Juden in einen Loyalitätskonflikt stürzen, befürchteten sie. Auch die orthodoxen Juden wollten vom Zionismus Herzls nichts

Die Münchner Juden wollten die Durchführung der Versammlung in ihrer Stadt verhindern.

wissen. Die Rückkehr ins Gelobte Land, waren sie überzeugt, müsse durch messianische Taten – und nicht durch politische Handlungen – erwirkt werden. Führende deutsche Rabbiner werteten den politischen Zionismus gar als ketzerische Bewegung.

«Alte Nihilistenstadt»

Die Botschaft der Münchner Juden, ob assimiliert oder orthodox, war unmissverständlich: Sollte Herzl seinen Kongress in München durchführen, so würden seine bayerischen Glaubensgenossen mit Protestaktionen drohen. Das hätte die würdige Durchführung des Kongresses verunmöglichen können, an der Herzl so sehr gelegen war.

Hilfesuchend wandte er sich deshalb an einen Schweizer Zionisten, den späteren SP-Nationalrat David Farbstein. Der gebürtige Pole stellte für Herzl eine Liste mit möglichen Tagungsorten in der deutschen Schweiz zusammen. St. Gallen, Baden, Zürich, Bern und Basel kämen im Prinzip in Frage, da es in diesen Städten koschere Restaurants gebe, schrieb Farbstein nach Wien. Fast alle Städte hätten aber gewichtige Nachteile: St. Gallen sei etwas abgelegen, der Kurort Baden zu teuer, Bern zu klein. Zürich wäre zwar ideal, gelte in Russland aber als «alte Nihilistenstadt», weil sich dort viele Regimegegner aufhalten würden. Er befürchte, schrieb Farbstein in seinem holprigen Deutsch, dass die russischen Delegierten «aus Furcht nach Zürich nicht kommen werden». Und Herzl wusste: Ohne die Teilnahme von Juden aus Osteuropa würde seine Bewegung ins Leere laufen.

Als besten Tagungsort empfahl Farbstein Basel. Dort gebe es ein «feines koscheres Restaurant» sowie einen «anständigen Rabbiner». Ausschlaggebend war aber die Tatsache, dass «Basel in politisch-revolutionärer Hinsicht weniger verrufen ist als Zürich».

Anders als an anderen Schweizer Hochschulen galten in Basel restriktive Aufnahmebedingungen. In den 1890er Jahren gab es in Basel deshalb praktisch keine russischen Studenten. Aus der Sicht des Zaren hatte Basel

Die Feier, die nicht stattfindet

Die Gedenkfeier zum Zionistenkongress hätte gigantisch werden sollen. Selbst von einem Besuch Donald Trumps war die Rede. Dann sagte Basel plötzlich ab. Von Rico Bandle

Es war nur eine kurze Mitteilung, die der Basler Regierungsrat am 16. Juni diesen Jahres veröffentlichte. Aber eine mit grosser Tragweite. «Keine Feier zum Jubiläum des Zionistenkongresses in Basel», lautete der Titel. Es folgte eine knappe Begründung: «Wichtige Fragen, die sich bei der Organisation eines solchen Grossanlasses stellen, konnten nicht geklärt werden. Die Zeit reicht nun nicht mehr, um bis Ende August die notwendigen Massnahmen – namentlich bei der Kantonspolizei und bei anderen Sicherheitsbehörden – zu ergreifen.»

Grosse Absichten

Israels Premierminister Benjamin Netanjahu hatte seinen Besuch bereits angekündigt. Er wollte für die Feier von Ende August weitere Würdenträger befreundeter Staaten nach Basel einladen. Von tausend hochrangigen Gästen aus aller Welt war die Rede. Selbst über eine Aufwartung von US-Präsident Donald Trump wurde gemunkelt.

Basel wäre im Fokus der Weltöffentlichkeit gestanden. Doch daraus wird nichts.

Ist die zweitgrösste Stadt der Schweiz nicht fähig, jenes Ereignis angemessen zu feiern, das weltpolitisch so viel bewegt hat wie kein zweites im Land? Oder nicht willens? Nach der Absage wurden entsprechende Vorwürfe von israelischer Seite laut. Was war genau passiert?

Die Idee, 120 Jahre Zionistenkongress zu feiern, stammt von der Israelitischen Gemeinde Basel (IGB). Die Zahl 120 hat im Judentum eine besondere Bedeutung, da Abraham, der Stammvater Israels, dieses Alter erreicht haben soll. «Basel hatte den ersten Zionistenkongress zu einer Zeit ermöglicht, als in Europa der Antisemitismus stark verbreitet war. Wir wollten dies in kleinerem Rahmen feiern», sagt IGB-Präsident Guy Rueff. Im Frühling letzten Jahres nahm die IGB Kontakt auf mit dem Hotel «Les Trois Rois», wo Zionist Theodor Herzl während des Kongresses gewohnt und schliesslich den Grundstein zum Staat Israel gelegt hatte. Dann informierte sie die World Zionist Organization (WZO) in Jerusalem über das Vorhaben. Wodurch ihr die Sache plötzlich entglitt.



Verpasste Chance: Basler Synagoge.

Die WZO war begeistert von der Idee einer Jubiläumsveranstaltung in Basel und wollte etwas Grosses machen. «Die Israeli nahmen die Zügel sofort selbst an die Hand», sagt Rueff. «Uns war das zu viel. So zogen wir uns zurück.» Die WZO begann mit eigenen Vorbereitungen. Ende 2016 involvierte sie die

«Ich verstehe, dass Basel nicht von sich aus mehr Aktivität an den Tag legt.»

israelische Regierung. Diese liess sich zwei Monate Zeit, um die Anfrage des WZO zu beantworten. «Wir stoppten die Planungsarbeiten, bis wir vom Büro des Premierministers eine Bestätigung für das Datum hatten und die Zusicherung, dass sich Israel an den Sicherheitskosten beteiligen werde», erklärte WZO-Präsident Avraham Duvdevani kürzlich der *Times of Israel*.

Im Februar 2017 wurde der Basler Regierungsrat via Bund offiziell über das Vorhaben informiert. Er zeigte sich skeptisch, dass ein halbes Jahr Vorbereitungszeit für einen solchen Grossanlass reichen werde. In einer Medienmitteilung schrieb er: «Verschiedene Vorkehrungen für die Sicherheit, die Beherbergung oder den Verkehr haben eine entspre-

chend lange Vorlaufzeit. Schon nur die Sicherheitskosten für einen derartigen Grossanlass werden auf zehn Millionen Franken geschätzt.»

Auch bei den Schweizer Juden gab es Vorbehalte. Das jüdische Wochenmagazin *Tachles* befragte Ende März zahlreiche Persönlichkeiten zum geplanten Grossanlass. Von «einem nicht sehr guten Purimscherz» war die Rede, von der Befürchtung, dass «Netanjahu den Anlass für seine Politik instrumentalisiert», von einem «Kongress unter tonnenweise Polizeischutz». Die positiven Stimmen waren klar in der Minderheit.

Israeli hielten Fristen nicht ein

Obschon die Durchführung noch unsicher war, brachten sich im Hintergrund die Sicherheitskräfte in Stellung. Im Mai berichtete die *Basler Zeitung* von einem vertraulichen Brief der Polizei an die «Mitglieder der Führungsunterstützung Militär und Zivilschutz Basel-Stadt», der über den bevorstehenden Grosseinsatz mit «24-Std.-Betrieb während ca. 5 Tagen» informierte. Für die Polizisten war eine Feriensperre für den entsprechenden Zeitraum verordnet worden. Die Polizeikräfte der Nachbarkantone standen zur Unterstützung bereit. Währenddessen verlangte die Basler Regierung vom WZO immer wieder, Details zum Programm zu liefern. Regierungssprecher Marco Greiner: «Wir haben mehrmals schriftlich gemahnt. Doch das Programm kam nicht.» Am 16. Juni zog Basel die Notbremse und sagte den Anlass ab.

Bei Vertretern der Schweizer Juden sind keinerlei Vorwürfe gegen die Basler Behörden vernehmbar. Im Gespräch ist sogar eine gewisse Erleichterung über die Absage herauszuhören. Jonathan Kreutner, Generalsekretär des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes (SIG), sagt: «Jetzt machen wir unseren eigenen Anlass, in einem kleineren, würdigen Rahmen.» Auch Guy Rueff tönt alles andere als traurig: «120 Jahre ist für Schweizer kein Jubiläum. Ich verstehe, dass Basel nicht von sich aus mehr Aktivität an den Tag legt.» Dass die Veranstaltung nicht stattfindet, habe allein die World Zionist Organization zu verantworten.

Jubiläumsveranstaltungen in Basel:

«Schweizer Blick auf den Zionismus»: Referate und Diskussionen, u. a. mit *Weltwoche*-Autor Pierre Heumann.

21. August, Hotel «Les Trois Rois» (ausverkauft)

«Neuland der Schweiz, Theodor Herzl in der zeitgenössischen Kunst».

18. August bis 10. September, Jüdisches Museum Basel

deshalb einen sauberen Ruf und war darum für Herzl als Kongressort unbedenklich.

Es ist deshalb letztlich der restriktiven Aufnahmepraxis der Basler Universität zuzuschreiben, dass sich Herzl für Basel entschied.

Er hätte sich allerdings auch sonst kaum eine geeignetere Stadt für die Durchführung seines Kongresses wünschen können. Im Gegensatz zu München gab es in Basel keine aktive jüdische Opposition gegen den Zionismus, welche die würdige Durchführung des Kongresses gefährdet hätte. «In der Schweiz werden wir ruhig und geehrt tagen können», lobte Herzl deshalb den Ausweichort.

Basel hatte, was Herzl vermutlich nicht wusste, einen weiteren Vorteil: Die Rheinstadt war ein wichtiges Zentrum der Erweckungsbewegung. Viele Christen hofften aus eschatologischen (endzeitlichen) Gründen auf eine Rückkehr der Juden ins Gelobte Land. Ein grosser Teil der politischen und wirtschaftlichen Elite Basels war in jener Zeit tief protestantisch und ausgesprochen bibelgläubig. Sie brachte der Rückkehr des Volkes der Bibel ins Heilige Land viel Sympathie entgegen.

Basel bot Herzl aus all diesen Gründen eine ideale Plattform, um sein Ziel «Judenstaat» voranzutreiben. Als er sehr kurzfristig von München auf Basel ausweichen musste, unterstützten ihn zahlreiche prominente Chris-

Herzl wusste: Ohne die Teilnahme von Juden aus Osteuropa würde seine Bewegung ins Leere laufen.

ten bei den logistischen Vorbereitungen. So halfen sie dem selbsternannten Zionistenführer, das Stadtcasino zu mieten, das der Eröffnungssitzung einen würdigen Rahmen geben sollte. Die ursprünglich vorgeschlagene Burgvogtei war Herzl zu wenig repräsentativ.

Weniger willkommen waren die Zionisten anfänglich bei der jüdischen Gemeinschaft Basels. Sie zeigte keine allzu grosse Begeisterung für Herzls Absichten. Zionisten beklagten in zeitgenössischen Berichten die «grosse Ängstlichkeit hiesiger Juden vor der Berührung mit der Öffentlichkeit». Die vermögenden Juden Basels seien nicht geneigt, den Zionisten Spenden zu überweisen.

Weil sich bei den etablierten Juden Basels die Popularität Herzls in Grenzen hielt, lehnte es der Gemeinderabbi ab, am Kongress die Ziele der Zionisten zu unterstützen. Er hatte schwerwiegende Bedenken gegen den Zionismus. So befürchtete er, dass die Juden in der neuen Heimat gezwungen werden könnten, die Heiligkeit der Schabbatruhe zu verletzen. Offenbar hatte der Rabbiner Herzls Schriften gelesen und wusste, wie antireligiös dieser eingestellt war. Er werde die Rabbiner in den Synagogen einschliessen, auf dass sie sich

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Mont Vully

Peter Grünenfelder, Direktor Avenir Suisse

Der Mont Vully, zwischen Murten- und Neuenburgersee gelegen, weckt bei jedem unseres velobegeisterten Männerfreunde-Trios den Ehrgeiz, auch bei hochsommerlichen Temperaturen die knapp 120 Höhenmeter als Erster zu überwinden. Nach dem Start in Solothurn sind die ersten fünfzig Kilometer bis zum Fuss des Mont Vully das Aufwärmtraining. Vor dem Aufstieg präsentiert sich der Berg noch als lieblicher Rebhügel. Doch beim Erklimmen jedes Höhenmeters denkt man an das Leiden der Radprofis bei der Alpe d'Huez. Oben angekommen, präsentiert sich ein grandioses Panorama von den Alpen bis in den Jura.



nicht in die Politik einmischten, schrieb Herzl.

Die Israelitische Gemeinde Basel (IGB) ignorierte die Zionistenkongresse denn auch während Jahren. Erst am sechsten Kongress gab es eine offizielle Begrüssung durch den Gemeindevorstand.

In religiösen Fragen ahnungslos

Intensiv bemühte sich Herzl um Kontakte zur jüdischen Gemeinde des Stadtkantons. Obwohl in religiösen Fragen völlig ahnungslos, besuchte er die Basler Synagoge, um zu beweisen, dass orthodoxe Juden den Zionismus nicht zu fürchten hätten. Auf den Gottesdienst bereitete er sich gewissenhaft vor. So

hatte er sich von einem Verwandten die sogenannte Broche (Segensspruch) eintrichtern lassen, das spezielle Gebet, das er im Tempel zu sagen hatte.

Gute Voraussicht bewies Herzl, der im Jahre 1903, erst 44-jährig, starb, nicht nur mit seinem Basler Programm. Die Katastrophe, die den europäischen Juden vier Jahrzehnte später widerfuhr, sah er ebenfalls intuitiv voraus.

Aber das Projekt Israel wurde zu spät realisiert. Als sich im August 1946, erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg, die Zionisten erneut in Basel trafen, waren sechs Millionen Juden ermordet worden. Der Zionismus war nicht in der Lage gewesen, die Juden vor der Nazi-Hölle zu retten. Die Delegierten hätten wie Schiffbrüchige ausgesehen, beschrieb der Journalist Robert Jungk in der *Weltwoche* seine Eindrücke vom 22. Zionistenkongress: «Schiffbrüchige der grossen Katastrophe, Überlebende, die sich an Trümmer klammerten und hofften, dass sie endlich an Land getrieben würden.»

Doch gerade wegen der Katastrophe blickten die Zionisten nach vorne. Sie verbat sich sentimentale Versuche, das Grauen der vergangenen Jahre zum Hauptgegenstand der Verhandlungen zu machen. Der Basler Kongress von 1946 sollte nach dem Völkermord zur Demonstration der Vitalität der zionistischen Bewegung werden.

Zwei Jahre später, fünf Jahrzehnte nach dem ersten Basler Kongress, ging Herzls Traum in Erfüllung. Im Mai 1948 wurde der Staat Israel ausgerufen. Seine Verbundenheit mit Basel hat sich bis heute erhalten. In mindestens einem halben Dutzend Städten Israels gibt es «Basel»-Strassen.

Pierre Heumann: Israel entstand in Basel. Die phantastische Geschichte einer Vision. Weltwoche-ABC-Verlag, 1997



«Meine Ambitionen werden nicht altersmüde.»

Stefan Furrer
Leiter Generalagentur Zug
zum längeren,
selbstbestimmten
Leben



«Ich habe diese Schollenverbundenheit»

FDP-Präsidentin Petra Gössi über die Kandidatenkür für die Nachfolge von Didier Burkhalter im Bundesrat, ihre eigenen Regierungsambitionen und ihre Jugend im ländlichen Kanton Schwyz.

Von Philipp Gut

Vielleicht war es ein Fehler, nicht den Lift zu nehmen. Die Schaltzentrale der FDP Schweiz befindet sich im fünften Stock eines Berner Altstadtshauses. Als Petra Gössi nach einigen Minuten erscheint, führt sie den Gast noch eine Etage höher ins Sitzungszimmer im Dachgeschoss. Bei gefühlten 40 Grad an diesem Dienstagnachmittag bleibt die FDP-Präsidentin locker und frisch. Wir reden über die wichtigsten politischen Geschäfte der Saison – und über das Privatleben der 41-jährigen Juristin, über das sie sonst lieber nicht spricht.

Fraktionschef Ignazio Cassis sei faktisch schon als neuer Bundesrat gewählt, heisst es. Teilen Sie diese Prognose?

Es ist Sache der Kantonalparteien, jetzt Kandidaten zu melden. Die Frist läuft bis am 11. August. Die Fraktion bestimmt dann Anfang September das Ticket. Es ist klar, dass es am Ende ein Zweier- oder Dreierticket sein wird. Da wird noch viel passieren. Ich bin mir sicher, dass wir zusätzlich zu Cassis noch die eine oder andere interessante Kandidatur haben werden.

Wer sich zu früh aus dem Fenster lehnt, reüssiert oft nicht. Haben Sie da nicht Angst um Ihren Fraktionspräsidenten?

Verschiedene Bundesratswahlen zeigen, dass diese Regel nicht mehr stimmt. Für mich ist wichtig, dass am Schluss ein freisinniger Bundesrat oder eine freisinnige Bundesrätin gewählt wird.

Wie sieht aus Ihrer Sicht das ideale Profil des neuen FDP-Bundesrats aus?

Er muss einstehen für nachhaltig finanzierte Sozialwerke, für mehr Arbeitsplätze und die Sicherung des bilateralen Wegs. Es sollte auch eine Person sein, die gegen die Bürokratie kämpft. Das ist das typische liberale Profil.

Die FDP will partout keinen Deutschschweizer ins Rennen schicken. Ist es richtig, wenn die Romandie übervertreten bleibt?

Die FDP hatte immer einen Bundesrat aus der deutschen und der lateinischen Schweiz. Unser Wähleranteil in der lateinischen Schweiz liegt bei zirka 24, in der Deutschschweiz bei 16 Prozent. Auch deshalb ist es wichtig, dass die Lateiner im Bundesrat vertreten sind.

Lateinische Politiker neigen gern zum Etatismus. Wenn Sie das liberale Profil des Bundesrats stärken möchten, müssten Sie



«Es ist klar, dass es am Ende ein Zweier- oder Dreierticket sein wird»: FDP-Chefin Gössi.

dann nicht eher auf einen staatskritischen Alemannen setzen?

Es ist das Wesen unserer Partei und der Schweiz, dass wir auch das umfassen.

Die Linke möchte unbedingt eine Frauenkandidatur.

Die Geschlechterfrage steht für mich nicht im Vordergrund. Ich nehme jede gute Kandidatur, die unserem Anforderungsprofil entspricht, entgegen. Wir bestimmen selber, wie das Profil unserer Kandidaten aussieht, und lassen uns das nicht von den anderen Parteien vorschreiben. Aber wir haben auch immer das Ticket der anderen Parteien akzeptiert. Jetzt fordern wir Gegenrecht ein.

Wenn ich mich richtig erinnere, waren bei der Abwahl von Christoph Blocher auch ein paar FDPler beteiligt.

Das wäre mir nicht bekannt.

Haben Sie selber Ambitionen, wenn Johann Schneider-Ammann zurücktritt?

Die Frage stellt sich im Moment nicht. Das sind alles Spekulationen.

Was heisst Spekulationen? Sie sind die Person, die diese Frage beantworten kann.

Dazu gibt es nichts weiter zu sagen. Bundesrat Schneider-Ammann ist wie alle anderen bis Ende Legislatur gewählt.

Willkommen im diplomatischen Corps! Reden wir über die Rentenreform. Die Befürworter haben ihre Kampagne längst lanciert. Haben Sie den Start verschlafen?

Wir haben entschieden, nach den Sommerferien Mitte August zu starten. Man muss das Pulver nicht schon am Anfang verschiessen.

Sie sind stark kritisiert worden für Ihre Aussage, zu viele Rentner würden im Ausland leben.

Wir sprachen uns für eine Lösung aus, welche die tiefsten Renten anhebt. Genau dies hätte den Auslandschweizern geholfen. Diese Lösung wurde von Bundesrat Alain Berset abgeschossen mit dem Argument, dann gingen 70 Prozent der Renten ins Ausland. Die Befürworter wollen ein Giesskannensystem. Dabei gäbe es Lösungen, die viel zielgenauer wirkten.

Wahrgenommen wurde es anders: «Diese kaltherzige Frau Gössi will uns den Lebensabend an der Sonne vermiesen.»

Dass die politischen Gegner Giftpfeile schiessen, gehört dazu. Ich habe ja nicht gesagt, die Rentner dürften nicht im Ausland leben. Ich bin wirklich durch und durch liberal. Wenn jemand Anspruch auf etwas hat, ist es mir völlig egal, was er damit macht und wo er lebt.

Sie bleiben dabei, kein ungeschicktes Wort geäussert zu haben?

Ich würde heute sicher eine andere Wortwahl treffen. Zudem sind wir immer dafür eingestanden, dass es zu keinen Renten-

kürzungen kommt. Offenbar wurde dies nun aber missverstanden. In diesem Sinne entschuldige ich mich bei jenen, die sich deshalb betroffen fühlen.

FDP-Aussenminister Didier Burkhalter glüht für einen Rahmenvertrag mit der EU. Sind Sie froh, dass er abtritt?

(Lacht) Das ist eine typische *Weltwoche*-Frage. Herr Burkhalter hat sehr viel erreicht, vor allem auch bei der Wahrnehmung der Schweiz im Ausland. Er ist ein klar freisinniger Bundesrat. Auch in der Romandie hat er für die Partei viel bewirkt. Er vertrat immer die Linie, den bilateralen Weg zu stärken. Mir wäre es lieber, der Gesamtbundesrat würde in dieser Frage endlich Leadership übernehmen und zeigen, wohin er will. Ich erwarte ein klares Nein zu einem EU-Beitritt.

Geschenkt.

Ebenso erwarte ich ein klares Nein zur Abschottung der Schweiz. Die Schweiz braucht ihre Nachbarn.

Das bestreitet doch niemand.

Dann bin ich froh.

Sind Sie persönlich denn gegen ein Rahmenabkommen?

Ich weiss nicht, was der Inhalt des Rahmenabkommens ist. Diesen kennt noch nie-

«Das Machtzentrum liegt aber ganz klar bei unseren Mitgliedern.»

mand, da es noch nicht fertig verhandelt ist. Wir haben aber klare rote Linien. Fremde Richtersprüche, automatische Rechtsübernahme, die Unionsbürgerrichtlinie – das ginge nicht. Wenn der Bundesrat das will, muss er sich überlegen, wie er Mehrheiten schafft im Parlament.

Der erwünschte Rechtsrutsch nach den letzten Wahlen ist nicht eingetreten. Woran hapert es im bürgerlichen Lager?

Die bürgerlichen Parteien haben mehr Sitze gewonnen im Nationalrat, aber nicht im Ständerat. Aufgrund unseres Zweikammersystems findet kein «Rechtsrutsch» statt. Diese Geschichte will uns aber die Linke weismachen.

Das heisst, der Ständerat ist das Problem?

Er hat einfach eine andere Mehrheitszusammensetzung.

Sie werden wieder sehr diplomatisch. Tatsache ist: SP-Präsident Christian Levrat läuft mit geschwellter Brust durchs Parlament. Was macht die Linke besser?

Sie baut ein Vorratsangstbild auf vom «Rechtsrutsch». Das finde ich falsch, aber das machen sie gut. Und sie haben das Glück der CVP bei der Rentenreform.

Sie haben einen «New Deal» zwischen Politik, Gesellschaft und Wirtschaft gefordert. Können Sie etwas konkreter werden?

Wir zeigen an diesem Dreiecksverhältnis, wie eine liberale Gesellschaft funktionieren kann. Wir stehen in engem Kontakt mit der Wirtschaft und zeigen, was wichtig ist aus Sicht der Politik. Geht das vergessen, wird irgendwann der Staat zu regulieren anfangen. Er wächst erst, wenn er dafür auch Platz bekommt.

Ihr Vorgänger Philipp Müller polterte gegen die Banken, es gab eine Entfremdung zwischen der Partei und einem Teil der Wirtschaft. Sehen Sie es als Ihre Aufgabe, diesen Riss wieder zu kitten?

Nein, meine Aufgabe ist es, eine klar liberale Politik zu machen.

Müller und Fulvio Pelli haben der FDP wieder ein Gesicht gegeben. Welches Gepräge wollen Sie ihr verleihen?

Meine Vorgänger haben sehr gute Arbeit geleistet. Pelli arbeitete sehr strategisch, Müller brachte es auf den Boden und drückte sich sehr markig aus. Ich möchte ein positives Bild der Zukunft aufzeigen. Dafür muss man die Vergangenheit kennen und wissen, was die Schweiz erfolgreich gemacht hat. Das sind auch liberale Überzeugungen.

Ist die Zukunft nicht etwas weit weg und unbestimmt, um damit Politik zu machen?

Wir haben genug Alltagsprobleme, die uns jeden Tag beschäftigen. Deshalb ist mir wichtig, auch eine klare liberale Vision für die Schweiz zu haben.

Wie gewinnen Sie die nächsten Wahlen?

Mit Basisarbeit, Basisarbeit, Basisarbeit. Mit einem positiven, liberalen Zukunftsbild. Und indem wir aufzeigen, wofür die FDP einsteht.

Was bewegt eigentlich den normalen FDPler am meisten?

Das ist regional sehr unterschiedlich. Manchmal geht es um Raumplanung, andernorts um Tourismusangelegenheiten oder in den Grenzregionen um die flankierenden Massnahmen und die Frage, wie man mit den Grenzgängern umgeht. Darum ist es so wichtig, immer und überall unterwegs zu sein. Erst dann spürt man, wo der Schuh wirklich drückt.

Wo liegt das Machtzentrum der Partei: Bei Ihnen? Beim Fraktionschef? Beim Vorstand? Bei Ihrem Vorgänger?

Ich habe ein sehr starkes Team. Das Machtzentrum liegt aber ganz klar bei unseren Mitgliedern.

Das Präsidium einer Partei ist ein Knochenjob. Würden Sie es nochmals machen?

Ja. Wenn ich es nicht mehr machen würde, wäre ich jetzt nicht mehr da. Es ist herausfordernd und streng, man muss auch gern in den Gegenwind stehen. Aber ich habe wirklich *uhuüra* Freude daran.

Die FDP hat diverse kantonale Wahlen gewonnen seit 2015. Was haben Sie richtig gemacht?

>>>



Lamborghini-Werk © Lamborghini



Bologna, Santo Stefano
© Fototeca Enit Vito Arcomano



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum: © Lamborghini



Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor-Mania»

Dolce Vita und schnelle Motoren

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf dieser viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Bologna und Modena.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und Emotionen. Bei Werksbesichtigungen und in Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind. Nicht zu kurz kommt auf der 4-tägigen Reise der Genuss, so etwa beim Abendessen im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Ferrari-Formel-1-Piloten, oder bei der Parmigiano-Degustation auf dem Landgut der Familie Panini.



Weinreben © Fototeca Enit Sandro Bedessi

Programm (Auszug):

1. Tag: Reise nach Bologna

- Flug Zürich–Venedig
- Check-in und Apéro im Hotel

2. Tag: Tal der Motoren

- Besuch der Edelschmiede Pagani
- Parmigiano-Degustation
- Maserati-Museum
- Werksbesichtigung bei Lamborghini
- Nachtessen mit Fabio Lamborghini

3. Tag: Ducati und Ferrari

- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
- Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
- Abendessen im Ristorante «Montana»

4. Tag: Bolognas historische Altstadt

- Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten
- Rückflug nach Zürich

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular unter www.weltwoche.ch/platinclub

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Motor-Mania»
20. bis 23. September 2017

Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «I Portici», Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif im Restaurant (1. Tag)
- Parmigiano-Degustation (2. Tag)
- Abendessen mit Fabio Lamborghini (2. Tag)
- Abendessen Ristorante «Montana» (3. Tag)
- Ausflug zu Pagani, Maserati-Museum
- Besuch bei Lamborghini (Werk, Privatmuseum)
- Ducati und Ferrari (Werk, Museum)
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 2280.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 2580.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 400.–
Option: Begleitete Testfahrt im Ferrari F430 (Fr. 150.–, 30 Min.)

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091752 3520 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platinclub



Wir haben dort gewonnen, wo wir eine gute Basisarbeit auf der Strasse gemacht haben. Und die Leute wissen, wofür wir einstehen, es braucht ein klares Profil.

Wer ärgert Sie mehr, die SVP oder die CVP?

Je nach Geschäft suchen wir Mehrheiten mit beiden. Bei Abstimmungen im Parlament kann das im Minutentakt ändern.

Über die Person Petra Gössi weiss die Öffentlichkeit wenig. Wie sind Sie aufgewachsen?

Ich komme aus dem ländlichen Kanton Schwyz. Meine Familie ist eine Gewerbefamilie, mein Vater und sein Bruder übernahmen die Sanitärspenglerei, die mein Grossvater gegründet hatte. Bis 78 Jahre führte mein Vater auch ein Haushaltwarengeschäft. Mutter arbeitete bis 76.

Haben Sie Geschwister?

Ich war ein Einzelkind, hatte aber das Glück, in einem Drei-Generationen-Haus mit einer Cousine und zwei Cousins aufzuwachsen. Meine Eltern arbeiteten beide immer 100 Prozent, und wir bildeten eine Art Kids Club mit vielen Freiheiten. Das hat mich geprägt. Früh begann ich zu reisen, mit einer Kollegin fuhr ich mit Inter-rail kreuz und quer durch Europa. Ich wohne in Küsnacht und geniesse das Wechselspiel von See und Bergen. Ich habe diese Schollenverbundenheit.

Wie erleben Sie den Menschenschlag in Ihrer Heimat?

Sie sind zwar manchmal knorrig, aber *gmögig*. Man kommt schnell mit ihnen ins Gespräch. Das gefällt mir.

Sie sind Juristin und arbeiten als Unternehmens- und Steuerberaterin. Was fasziniert Sie an diesem Job?

Der Austausch mit den Menschen und Lösungen für konkrete Probleme zu finden. Man muss eine Bilanz lesen und sich gut ausdrücken können. Wenn man das Wort nicht gern hat, wird die Arbeit mühsam.

Über Ihr Privatleben geben Sie so gut wie nichts preis.

Was gäbe es denn so Interessantes, was Sie mich gerne fragen würden? Spass beiseite: Mein Zuhause möchte ich als Rückzugsort nutzen, ohne dass die ganze Schweiz mein Bade- und Schlafzimmer sieht. Es ist nicht von Relevanz, welches Bränneli bei mir zu Hause steht. Aber es ist auch wichtig, dass die Leute wissen, wer diese Gössi ist. Da muss man eine gewisse Balance finden.

Für wen und was schlägt Ihr Herz?

Für meine Familie und meinen Freundeskreis. Wenn man nicht einen Kreis von Leuten hat, der einen so nimmt, wie man ist, und findet: «Du bist immer noch unsere Petra», dann kann man so ein Amt nicht bewältigen. Für die Natur, die Berge, das Wasser. Und für unseren Kater. Der wird jetzt zwanzig.

Geschichte

Stauffenberg – ein Mann der Tat

Von Hans Fehr — Erinnerungen anlässlich eines Besuchs in der Wolfsschanze. Das Vorbild des Hitler-Attentäters bleibt auch unter weniger dramatischen Umständen gültig.

Rastenburg (heute Ketrzyn), Ostpreussen: Die Besichtigung des berühmt-berüchtigten Führerhauptquartiers Wolfsschanze, wo sich Hitler von 1941 bis 1944 rund 800 Tage aufhielt, macht unserer Besuchergruppe grossen Eindruck. Die Sprengung der riesigen Bunkeranlage am 24. Januar 1945, als die heranrückende Rote Armee schon bedrohlich nahe war, gelang wegen der bis zehn Meter dicken Bunkerdecken und der mehrere Meter dicken Seitenwände aus Stahlbeton nicht vollständig, so dass noch einiges zu sehen ist.

In der Wolfsschanze führte Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg am 20. Juli 1944, also vor 73 Jahren, bekanntlich sein berühmtes Attentat auf Hitler aus, das leider misslang, das aber Zeugnis ablegt vom mutigen Widerstand Stauffenbergs und vieler Deutscher gegen das verbrecherische Naziregime. Insbesondere dieses Attentat war der Beweis, dass es auch noch ein anderes Deutschland gab.

Enorme Schwierigkeiten

Wie schon frühere Attentatsversuche stiess auch der Plan der Widerstandsgruppe um Stauffenberg auf unerwartete Schwierigkeiten. Weil es sehr heiss war, wurde die Lagebesprechung vom 20. Juli kurzfristig von Hitlers Bunker in die Baracke aus Backstein verlegt und zudem um eine halbe Stunde vorverlegt. Stauffenberg, der 1943 bei einem Tief-fliegerangriff in Nordafrika unter anderem die

Es war der Beweis, dass es auch noch ein anderes Deutschland gab.

rechte Hand verloren hatte, gelang es mit seinem Adjutanten Werner von Haeften nur noch, einen der beiden Sprengsätze scharf zu machen. Die Sprengkraft war zu klein; Hitler wurde nur leicht verletzt.

Die geplante Verhaftung der Nazigrössen, der Mitglieder der SS, des Sicherheitsdienstes und der Gestapo sowie die Errichtung einer Übergangsregierung, die Einstellung der Kampfhandlungen und die Auflösung der Konzentrationslager misslangen. Stauffenberg und seine engsten Vertrauten – General

Olbricht, Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim und Oberleutnant von Haeften – wurden kurz nach Mitternacht standrechtlich erschossen. Der Volksgerichtshof inszenierte danach einen diabolischen Schauprozess, dem rund 700 Eingeweihte und Verdächtige zum Opfer fielen.

Die ausserordentlich mutige Tat Stauffenbergs kann meines Erachtens nicht genug gewürdigt werden. Stauffenberg wird unauslöschlich in Erinnerung bleiben als der Mann, der unter dramatischen Umständen und unter Einsatz seines Lebens gegen Tyrannei und Massenmord gehandelt hat.

Sieg der «Amtlinge»

Szenenwechsel. Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, Stauffenbergs jüngsten Sohn, Franz Ludwig Graf von Stauffenberg, kennenzulernen, den ich zu einem

Vortrag an die Auns-Jahresversammlung 2009 in Bern eingeladen hatte. Stauffenberg, ein Hüne von Mann, ehemaliger CSU-Abgeordneter im Deutschen Bundestag, Vorsitzender des Rechtsausschusses im EU-Parlament – und direkt betroffener Zeitzeuge des Naziterrors (die Familie Stauffenberg wurde nach dem Attentat in Sippenhaft genommen) – hinterliess einen tiefen Eindruck.

Franz Ludwig hat nicht gegen ein verbrecherisches Regime handeln müssen. In einer anderen Zeit warnte er als «überzeugter Europäer» lediglich vor den Fehlentwicklungen in der EU, die im Vertrag von Lissabon kulminierten. Denn Lissabon sei nicht ein «Sieg für Europa», sondern ein Sieg der Funktionäre und «Amtlinge» über die Bürger, womit letztlich der Rechtsstaat und die Demokratie ausgehebelt würden. Und er gab uns Schweizern den Rat: «Schaut euch diesen Laden genau an!» – und das haben wir auch getan.

Jede Zeit und jede Epoche braucht wohl ihre grossen und kleinen Stauffenbergs, die handeln und zum Rechten sehen, wenn es die Umstände erfordern. Gott sei Dank geht es dabei in der Regel nicht um Grössenordnungen wie am 20. Juli 1944. Im normalen Alltag genügt oft schon etwas Zivilcourage.

Der Autor ist ehemaliger SVP-Nationalrat.



Oberst Stauffenberg.



Braucht mehr Zeit: Bundesrat Parmelin in Soazza GR, Dezember 2016.

Operation Entflechtung

Nach dem Hackerangriff auf das Rüstungsunternehmen Ruag muss Bundesrat Guy Parmelin die digitalen Drähte zur Waffenschmiede kappen. Das ist eine fast unmögliche Mission, wie aus einem internen Bericht hervorgeht. *Von Hubert Mooser*

Vor Jahresfrist musste das Verteidigungsdepartement (VBS) Zeitungsmeldungen bestätigen, dass die bundeseigene Waffenschmiede Ruag, Spezialistin im Cyber- und Sicherheitsbereich, selber Opfer eines Cyberangriffs durch anonyme Täter geworden war. Schlimmer noch: Obwohl das vom Bund kontrollierte Rüstungsunternehmen seit 1998 als privatrechtliche Aktiengesellschaft geführt wird, ist die Informatik von Ruag und VBS weiterhin eng verflochten. Der Hackerangriff traf damit auch das VBS.

Der Bundesrat erschrak und beschloss eilends vierzehn Sofortmassnahmen. Damit sollten die Risiken von Datendiebstahl «eliminiert» werden. Eine der zentralen Forderungen bildete die Entflechtung von VBS und Ruag. Jetzt zeigt sich aber: Der Gesamtbundesrat und Parmelin haben die Komplexität des Problems gewaltig unterschätzt.

Entkoppelt ist noch nichts

Nach über einem Jahr ist Verteidigungsminister Guy Parmelin nicht sehr weit gekommen. Das geht aus einem vertraulichen Bericht hervor, den er dem Gesamtbundesrat in der letzten Sitzung vor der Sommerpause

vorlegte. In diesem Bericht geht es zwar in erster Linie um die Privatisierung oder Teilprivatisierung der Ruag, also um den Verkauf von Ruag-Aktien des Bundes an Private. Aber in einem Kapitel handelt der Verteidigungsminister auch die Entflechtung zwischen der Waffenschmiede und dem Verteidigungsdepartement ab. Denn solange die Standleitung zwischen Ruag und VBS steht, verzögert sich auch die Privatisierung der Ruag. Der Bundesrat wolle nicht riskieren, dass ein privates Unternehmen elektronischen Zugriff hat auf Daten der Bundesverwaltung, sagen bundesratsnahe Kreise.

So viel steht fest: Entflochten ist bis zur Stunde noch gar nichts. Und dies, obschon im letzten Jahr alle aufschrien, als bekannt wurde, dass VBS und Ruag elektronisch miteinander verhängt sind. Parmelin rapportierte stattdessen dem Bundesrat, man sei mit der Ruag stärker verwoben, als man bisher angenommen habe. Die Entflechtung brauche deshalb mehr Zeit. Aber der Bundesrat wird langsam ungeduldig – zumal auch Parmelins Situationsbericht nicht sehr präzise ist. Parmelin zeige nicht klar auf, wie er VBS und Ruag digital entkoppeln wolle, betonen Ein-

geweihte. Erst im August, spätestens im September will Parmelin seine Strategie enthüllen. «Es gibt verschiedene Optionen, wie die Ruag und das VBS entflochten werden könnten», sagt ein VBS-Sprecher. Der vertrauliche Bericht, den das VBS zuhanden des Bundesrats vorgelegt hat, enthält allerdings noch keine näheren Angaben zu möglichen Vorgehensweisen.

Laut dem Parmelin-Bericht müssen nicht bloss die elektronischen Schnittstellen zwi-

Der vertrauliche Bericht enthält noch keine näheren Angaben zu möglichen Vorgehensweisen.

schen VBS und Ruag gekappt werden, es muss auch eine Anzahl heutiger Ruag-Mitarbeiter in das VBS reintegriert werden. Das jedenfalls hat Parmelin dem Bundesrat mitgeteilt.

Gemeint sind Angestellte, die zwar auf der Lohnliste der Ruag stehen, aber zu fast 90 Prozent Dienstleistungen für das VBS erbringen. Der Verteidigungsminister konnte bisher nicht genau sagen, wie viele Mitarbeiter tatsächlich betroffen wären.

Auch die elektronische Entflechtung der Waffenschmiede mit dem VBS ist ein heikles Unterfangen. Die Ruag erbringt heute Wartungsaufträge, für die Luftwaffe zum Beispiel, und muss dafür auf die Rechner des VBS zugreifen können. Genau diesen direkten Draht will der Bundesrat aber in Zukunft unterbinden. Der Schaffhauser SVP-Nationalrat Thomas Hurter, Mitglied der Sicherheitskommission, bringt das Dilemma auf den Punkt: «Die grosse Frage ist, wo und was abgetrennt werden soll.» Vielleicht sei es aus heutiger Sicht sinnvoll, sich von gewissen Bereichen der Ruag abzukoppeln. «Doch wer weiss, ob nicht schon morgen genau diese Verbindung extrem wichtig sein wird», warnt Hurter.

Die Ruag ist heute für verschiedene Schlüsselsysteme der Armee das Materialkompetenzzentrum und spielt deshalb eine wichtige Rolle für die Einsatzfähigkeit der Armee. Aus dieser engen Kooperation resultieren enge Verflechtungen. Nachdem 1989 der Eiserne Vorhang gefallen war, fuhren die Staaten in Westeuropa ihre Militärbudgets massiv herunter. Auch in der Schweiz gleiste der damalige Verteidigungsminister Adolf Ogi eine Armee reform auf, kürzte die Ausgaben für das Militär und reduzierte die Bestände massiv. Als Folge davon verringerte sich das Auftragsvolumen bei den Rüstungsunternehmen des Bundes.

Sorge um die Technologiefähigkeit

Gross war indessen die Sorge von Bundesrat und Armeeführung, die Rüstungsbetriebe könnten wegen des sinkenden Auftragsvolumens die Technologiefähigkeit nicht mehr halten. Dieses Risiko wollten weder Bundesrat noch Parlament eingehen. Das neue Unternehmen sollte deshalb dank Aufträgen aus dem zivilen Sektor das erworbene Know-how erhalten.

Vor diesem Hintergrund wurden die bestehenden Industrieunternehmen der Gruppe Rüstung von unselbständigen öffentlich-rechtlichen Anstalten in eine privatrechtliche Aktiengesellschaft mit dem Namen Ruag AG übergeführt und in einer Holding zusammengefasst. Dazu gehörten die Munitionsfabriken Thun und Altdorf, die Pulvermühlen Wimmis und Aubonne, die Konstruktionswerkstätten in Thun, die Waffenfabrik in Bern, das Flugzeugwerk Emmen. Kurzum: Die neue Ruag sollte am Markt erfolgreich wirtschaften, die wegfallenden Verkäufe an das VBS kompensieren und den Erhalt von militärischen Schlüsselkompetenzen garantieren.

Daraus resultierte die auch heute noch bestehende enge Verbindung zwischen Ruag und VBS – die der Bundesrat nach der Cyber-Attacke auf die Ruag-Systeme inzwischen durchtrennen will. Noch hat Bundesrat Guy Parmelin nicht reüssiert. ○

Schweiz

Opfer verzweifelt gesucht

Weniger frühere Verdingkinder als erwartet wollen Geld vom Staat. Ihre selbsternannten Vertreter deuten das als Zeichen, dass es den ehemals Fremdplatzierten noch schlechter gehe als behauptet.

Dreihundert Millionen Franken hat der Bund bereitgestellt, um ehemaligen Verdingkindern und Fremdplatzierten einen «Solidaritätsbeitrag» als Anerkennung für erlittenes Unrecht auszurichten. Bis zu 15 000 Opfern sollen je Zehntausende Franken als Zeichen der Wiedergutmachung zukommen. So hat es das Parlament im Rahmen des «Bundesgesetzes über die Aufarbeitung der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981» beschlossen. Treibende Kraft hinter der behördlichen Demutsgeste war Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP). Die Justizministerin zeigte sich als jemand, der sich von früherem Unrecht besonders betroffen fühlt: «Das Thema hat für mich einen ganz besonderen Stellenwert.» Sie zeigte sich willig, die zuvor eingereichte Wiedergutmachungsinitiative grösstenteils umzusetzen, obwohl sich das Volk nie zur Haltung gegenüber früheren Verdingkindern äussern konnte.

Doch jetzt, o Überraschung: Es haben sich viel weniger Personen als erwartet gemeldet, die sich als Opfer sehen und ihren Anspruch auf die Solidaritätszahlung geltend machen. In den ersten vier Monaten sind nur rund 2500 Gesuche eingegangen. Gehe es in diesem Tempo weiter, rechnete der *Tages-Anzeiger* vor, so seien es bis zum Ende der Anmeldefrist im nächsten Frühling nur rund ein Drittel so viele Gesuche wie vermutet.

«Das Stigma lastet auf ihnen»

Die Erklärungen für die Flaute folgen auf der Stelle: Die angeblich so vielen Opfer würden dennoch existieren, aber die meisten hätten eben Schwierigkeiten, ihre Ansprüche geltend zu machen. Viele könnten sich wohl «nicht zu diesem Schritt überwinden», so der *Tagi*: «Vielleicht wollen sie dem Staat nicht verzeihen, wie er sie behandelt hat. Oder sie schaffen es nicht, über ihre Erfahrungen zu reden.» Oder sie schämten sich gar für ihr Schicksal. «Das Stigma lastet immer noch auf ihnen», mahnte Daniel Lis, seinerzeit Mitglied der Expertenkommission «Administrativ Versorgte». Dass sich so wenige für die Ausgleichszahlung melden, wird also flugs so gedeutet, dass deren Traumatisierung noch schlimmer sein müsse als behauptet. Entsprechend forderte Thomas Huonker, Mitglied des ehemaligen Komitees

der Wiedergutmachungsinitiative, dass der Bund keinesfalls die Höhe der Gesamtzahlung von 300 Millionen Franken reduzieren dürfe. Ansonsten sei das «schäbig».

Auf die naheliegendste Erklärung scheint aber niemand zu kommen: Es gibt schlicht nicht so viele ehemalige Verdingkinder und Fremdplatzierte, die sich als geschädigt sehen und darum Geld wollen. Sicher wurde vielen sogenannten Verdingkindern Unrecht antan, zum Teil auch grosses: Manche wurden ausgebeutet oder gar misshandelt. Vermutlich aber erlebte ein Grossteil der fremdplatzierten Kinder ihr Schicksal als bei weitem nicht so schlimm, wie uns heute weisgemacht wird.

Alles noch viel schlimmer?

Die moralischen Anwälte der vermeintlich «Betroffenen» lassen eine solche Deutung aber nicht zu: Ein Opfer ist ein Opfer ist ein Opfer. Gibt es sich nicht zu erkennen, sehen sie das als Beweis, dass alles noch schlimmer sein muss. Überraschend nicht: Linke Kreise – und dazu zählen viele selbsternannte Vertreter ehemaliger Verdingkinder – bauen ihr ganzes Weltbild auf der Existenz von «Opfern» auf: Überall orten sie Unterdrückte, Notleidende und Hilf-



«Besonderer Stellenwert».

lose, um sich Mal für Mal in die Pose von deren Rettern zu werfen: Den «Armen» verschaffen sie Ausgleichszahlungen, den «Gewaltbetroffenen» staatliche Zuwendungen und den vielen «Flüchtlingen» eine Rundumversorgung auf Kosten der Öffentlichkeit.

Linke Politik ortet immer neue «Opfer», um mit Verweis auf sie noch mehr Umverteilung, noch stärkere Regulierung und zusätzliche Zahlungen durchzusetzen: restriktive Arbeitsgesetze, um angeblich ausgebeutete Angestellte zu schützen; Gratis-Kinderkrippen, um angeblich an den Herd gebundene Mütter von ihrem Los zu befreien; und natürlich einen Vaterschaftsurlaub, damit sich die ach so leidenden Männer endlich ihrem Nachwuchs widmen können. Stellt sich aber heraus, dass es all die vielen Benachteiligten gar nicht gibt, oder nicht im behaupteten Ausmass, ist das bedrohlich und muss entsprechend geleugnet werden. Denn ohne die Existenz von «Opfern» fällt linke Politik in sich zusammen wie ein Kartenhaus.

Alex Reichmuth

Bis dass der rote Pass euch scheidet

Mit der Migrationswelle aus Afrika dürfte die Zahl der transkontinentalen Ehen und Beziehungen weiter ansteigen. Doch der Traum von der fruchtbaren Völkervereinigung endet oft mit dem Erhalt der Aufenthaltsbewilligung und mündet nicht selten in einen furchtbaren Albtraum. *Von Alex Baur*

Bis vor wenigen Jahren gehörte Roman Wenger (Name geändert) zu jenen Zeitgenossen, die an Multikulti und staatliche Wohlfahrt glauben, an das Gute im Menschen. Seit 1992 arbeitet der heute 53-jährige Rheintaler als ausgebildeter Sozialarbeiter, sein halbes Leben widmete er Hilfsbedürftigen: Drogensüchtigen, Fürsorgeabhängigen, Asylsuchenden. Heute glaubt er an gar nichts mehr.

Im Jahr 2011 wollte Wenger in Kenia eine neue Existenz aufbauen. Er hatte Afrika schon früher bereist, er glaubte zu wissen, worauf er sich einliess. In der Nähe von Malindi investierte er in ein kleines Hotel für Rucksacktouristen. Am Anfang waren das nur ein paar tausend Franken. Doch die lokalen Partner – Ausländer dürfen in Kenia kein Land erwerben – erwiesen sich als unzuverlässig, sie zogen den Schweizer über den Tisch, wo sie nur konnten. Verträge waren das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben standen, wie Wenger bald feststellen musste.

In der Not präsentierte sich Mary (Name geändert) wie eine Rettung vom Himmel: Die neunzehn Jahre jüngere Strandverkäuferin hielt zu Wenger und kümmerte sich liebevoll um ihn. Im Dezember 2011 heirateten die beiden. Wenger erhoffte sich von der Ehe auch eine Aufenthaltsbewilligung, doch da irrte er sich. In Kenia bekommt, Heirat hin oder her, nur ein Bleiberecht, wer genügend Geld vorweisen kann. Doch der Mann war pleite. 57 200 Franken hatte er in sein Projekt investiert, das nie funktionieren sollte.

Also reiste Wenger in die Schweiz zurück, um zu arbeiten, während Mary die Geschäfte in Kenia hütete. Mary brauchte immer wieder Geld, für Anwälte, Spitalaufenthalte, Notfälle in der Familie – ein Fass ohne Boden, wie er bald merkte. Je mehr er schickte, desto mehr brauchte sie. Zwischendurch reiste sie mehrmals in die Schweiz, doch Mary konnte sich hier nicht anpassen. Schliesslich überwies er ihr 20 000 Franken für eine Farm, auf der sie dereinst gemeinsam leben wollten. Doch kaum war der Kauf getätigt, kam es angeblich zu Unruhen in der Gegend. Leider konnte Wenger nun nicht mehr nach Kenia reisen, um seine Farm zu besichtigen. Viel zu gefährlich.

Im Frühling 2014 kam Mary definitiv in die Schweiz. Als im Oktober endlich die zwei Kinder aus früheren Beziehungen nachgezogen waren – eine recht teures und aufwendiges Unterfangen, das die letzten Ersparnisse und Kreditlimiten aufzehrte –, wurde sie erneut schwanger. Das war aber zugleich das Ende ih-

rer Beziehung. Seither habe die Frau kein Interesse mehr für ihn gezeigt, sagt Wenger, wie den letzten Dreck habe sie ihn fortan behandelt. «Die Schwangerschaft bedeutete für sie ein ewiges Bleiberecht in der Schweiz», meint er im Rückblick, «ich war nutzlos geworden und störte nur noch.» Seine einstigen Ersparnisse (60 000 Franken) waren längst weg, die Pensionskasse (70 000 Franken) geplündert.

Böses Erwachen

Streit war nun an der Tagesordnung. Am Abend des 18. April 2015 eskalierte ein Wortgefecht, in dessen Verlauf er sie einmal unsanft am Kragen packte. Das reichte. Sie erstattete sofort Strafanzeige, den Rest übernahm die Opferhilfe. Roman Wenger bekam ein Hausverbot, die Kinder durfte er nicht mehr sehen. Die Geburt seines Sohns erlebte er als Zahlvater, der auf das Existenzminimum heruntergeschraubt wurde. Mary und die drei Kinder werden seither vom Sozialamt verwaltet, Erziehungs-, Haushalts- und Integrationshilfe inklusive, das volle Programm.

Es war ein böses Erwachen. Mithilfe eines kenianischen Privatermittlers musste Roman Wenger feststellen: Es war von Anfang an alles Lug und Trug gewesen. Einiges weist darauf

«Wahrheit wird beschworen, wahr ist die Geschichte, die der andere hören will.»

hin, dass Mary mit den Betrügnern, die ihn beim Hotelprojekt ausgenommen hatten, kooperiert hatte. Die mit seinem Geld gekaufte Farm hatte Mary offenbar auf den Namen einer Schwester registriert. Im Rückblick ist Wenger auch davon überzeugt, dass sie den Eklat, der zur Trennung und zur Strafanzeige führte, kaltblütig geplant und provoziert hatte.

Mit dem Lügengebäude brach seine ganze Existenz zusammen. Die nächsten neun Monate verbrachte Roman Wenger in einer psychiatrischen Klinik. Inzwischen hat er sich so weit erholt, dass er wieder selbstständig leben kann. Vor Gericht kämpft Wenger nun um eine gemeinsame Obhut. So lange das Verfahren läuft, darf er seinen Sohn alle zwei Wochen sehen, unter Bewachung. Schliesslich ist er ein Gewalttäter, es gilt die Schuldvermutung.

Wenger versucht zu verstehen. «In Afrika ist Wahrheit immer Verhandlungssache», sagt er, «Wahrheit wird beschworen, wahr ist die Ge-

schichte, die der andere hören will.» Manchmal versetze er sich auch in die Lage von Mary: «Sie stand unter einem gewaltigen Druck, der ganze Clan erwartete Geld von ihr.» Und wenn sie den Geldsegen aus der Schweiz nicht geteilt hätte, hätte man ihr das sehr übel genommen. Das finanzielle und kulturelle Gefälle sei einfach zu gross für eine Beziehung. Allerdings hätten die Schweizer Behörden Mary geradezu zum Betrug ermuntert und diese förmlich in die Opferrolle gedrängt. «Früher dachte ich, wer Gutes tut, dem werde auch Gutes getan», sagt er, «doch die Formel ist grundfalsch.» Grosszügigkeit wecke auch Neid, der schnell in Hass umschlage. «Ein Weisser hat in Afrika lediglich einen Nutzwert», meint er, «eigentlich verachten sie uns alle.»

Das mögen Worte eines Enttäuschten sein. Doch Roman Wengers Tragödie ist kein Einzelfall, sondern einer von 337 realen Fällen, die in Kurzform auf der Website 1001Geschichte.de beschrieben werden. Betrieben wird die Internet-Plattform von Evelyne Kern. Vor fünfzehn Jahren hatte Kern einen Tunesier geehelicht, der sie nach Strich und Faden betrog und in den Ruin trieb. Seither hat es sich die Bayerin zum Lebensinhalt gemacht, vor dem sogenannten Bezness – eine Wortkombination aus «Beziehung» und «Business» – zu warnen. Sie wurde deshalb schon als Rassistin beschimpft und bedroht. Doch mehrere Bestseller und mittlerweile über sechs Millionen Zugriffe auf ihre Website geben ihr recht: Das Problem ist real.

95 Prozent der Bezness-Geschichten betreffen deutsche Frauen. Aber es gibt auch ein halbes Dutzend Fälle aus der Schweiz. Da ist etwa die Frau, die nach einer Traumwanderung auf den Kilimandscharo einem Fremdenführer jahrelang Tausende von Franken für ein angebliches Studium nach Afrika schickte. Als sie später ihren Traumprinzen heiratete, musste sie feststellen, dass nicht nur das Studium erstunken und erlogen war; sie war auch nicht die Einzige, in Afrika wartete eine andere Frau samt Kindern auf den Familiennachzug.

Bei der Scheidung dann die nächste herbe Überraschung: Der Mann wehrte sich mit allen Mitteln. Erstens wollte er seine Bewilligung nicht verlieren, zweitens musste sie ihm Unterhalt bezahlen, und drittens stand ihm ja die Hälfte ihrer Pensionskassengelder zu. Die Schuldfrage gibt es in unserem Scheidungsrecht bekanntlich nicht mehr.

Ein anderer Klassiker ist die Heirat, mit der die Ausweisung eines abgewiesenen Asylbewerbers



Für Nichteuropäer ohne spezielle Ausbildung gibt es exakt zwei Möglichkeiten, in der Schweiz zu bleiben: Asyl oder Heirat.

verhindert werden soll, ob aus Zuneigung oder aus Solidarität. Da kann es schon mal vorkommen, dass der ach so devote, charmante und vom Schicksal gezeichnete Ali nach Erhalt der B-Bewilligung über Nacht zum saufenden Berserker wird, der lieber mit Landsleuten rumhängt, als zu arbeiten, und nichts mehr von Gleichberechtigung hält. Vielleicht hatten Verwandte und Bekannte sogar vor der *liaison dangereuse* gewarnt. Umso schlimmer. Das Eingeständnis, dass die vermeintlichen Rassisten recht hatten und dass alles eine Lüge war, fällt schwer. Die Betroffenen sind bekanntlich oft die treuesten Komplizen von Betrügern. Bis zum bitteren Ende.

Statistische Ehedauer: 7,5 Jahre

Natürlich gibt es auch Beispiele von fruchtbaren völkerverbindenden Ehen und Beziehungen. Doch die Statistik weist eher auf eine furchtbar nüchterne Realität hin. Bei 36 Prozent der Heiraten in der Schweiz war im letzten Jahr einer der Partner ein Ausländer. Das Eidgenössische Bundesamt für Statistik weist die Dauer der Ehen detailliert nach Jahrgängen und Kantonen aus, doch die brisante Frage nach der Nationalität wird diskret ausgeklammert. Eine Erhebung in der Stadt Zürich aus dem Jahr 2010 zeigt jedoch: Eine Ehe zwischen Schweizern dauerte im Schnitt 15,6 Jahre, bei

binationalen Paaren sind es 7,5 Jahre, also halb so lang. Die Zahl ist verräterisch: Etwa so lang braucht es bis zur Einbürgerung.

«Bis dass der rote Pass euch scheidet» ist ein geflügeltes Wort in der Migrantenszene. Gemeint ist damit die Zweckehe, die mindestens bis zum Erhalt der C-Bewilligung dauert, eventuell sogar bis zum Bürgerrecht. Die meisten sehen darin keinen Grund für Gewissensbisse. Die Liebesehe ist auch in Europa eine relativ junge Errungenschaft, und oft ist es einer Beziehung nicht abträglich, wenn sie durch handfeste gemeinsame Interessen zusammengehalten wird. Schmerzvoll wird es erst, wenn einer der Partner den anderen systematisch betrügt und ausbeutet. Ein Zuwanderer hat dabei ein leichtes Spiel: Seine Geschichten lassen sich kaum überprüfen, und wenn eine Lüge auffliegt, hat es kaum Konsequenzen.

Es ist simpel. Für Nichteuropäer ohne spezielle Ausbildung gibt es exakt zwei Möglichkeiten, in der Schweiz zu bleiben: Asyl oder Heirat. Selbst wenn man politisch korrekt davon ausgeht, dass die Bösen und die Guten etwa gleichmässig verteilt sind über alle Völker und Nationen, so verwundert es nicht, dass die Aussicht auf fette Beute die Betrüger anlockt wie der Honig die Fliegen. Kommt dazu: Afrikanische Nepper sind geschult durch einen

knallharten täglichen Überlebenskampf; wohlstandsverwöhnte europäische Deppen haben dem wenig entgegensetzen.

Verständnis für Kindsentführer

Richtig bitter kann es werden, wenn die Ehe Kinder mit sich bringt. Vor allem bei einem muslimischen Vater muss die Frau damit rechnen, dass er den gemeinsamen Nachwuchs in seine Heimat entführt, wenn die Frau emanzipatorische Flausen entwickelt und sich nicht nach seinem Kommando richtet. Sechzig Fälle von Kindsentführung aus der Schweiz hat das Bundesamt für Justiz 2016 registriert, eine klare Steigerung, 2010 waren es noch vierzig Fälle. Verzweifelte Mütter können in solchen Fällen erfahrungsgemäss kaum mit der Unterstützung der Bundesbehörden rechnen.

Stephan Auerbach vom internationalen Sozialdienst in Genf warb letzte Woche in der NZZ um Verständnis für die Kindsentführer, die halt aus einer anderen Kultur kämen. Frauen sollten auf deren Forderungen eingehen, so könnten sie mit den Kindern wenigstens telefonieren. Sie sollten sich damit abfinden, dass sie ihre Kleinen erst als Erwachsene wiedersehen. Dann tauchen sie nämlich meistens wieder auf: entfremdet und ohne Ausbildung, aber mit Anspruch auf Sozialhilfe. ○



Moralin und Kommandosprache: Politikwissenschaftler Muiznieks.

Menschenrechtsrügen aus Lettland

Ein lettischer Funktionär kritisiert die Flüchtlingspolitik und die dunkle Vergangenheit der Schweiz. Flüchtlinge hat Lettland keine. Eine dunkle Vergangenheit aber schon.

Von Christoph Mörgeli

Nach seinem dreitägigen Schweiz-Besuch vom 22. bis 24. Mai wusste Nils Muiznieks, vielreisender Kommissar des Europarats für Menschenrechte, allerhand zu rügen. Was er auf seiner offiziellen Homepage veröffentlicht, erinnert an hochnäsige Belehrungen eines zivilisierten Westeuropäers gegenüber einer Folterdiktatur der Dritten Welt. Zwar gebe es in der Schweiz gewisse «Fortschritte beim Asyl», aber die «am meisten Verletzlichen» benötigten besseren Schutz: «Ich fordere die schweizerischen Behörden auf, aufzuhören, Migrantenkinder an den Flughäfen festzuhalten.»

Migrationspolitischer Forderungskatalog

Immerhin begrüsst der Kommissar des Europarats – eines Gremiums, das gegenwärtig von Korruptionsskandalen erschüttert wird – gewisse Verbesserungen des revidierten Asylgesetzes, speziell die Gratis-Asylanwälte und die beschleunigten Verfahren. Er weist darauf hin, dass zu viele Personen, darunter auch die Syrer, immer noch die «F-Genehmigung» erhalten, eine vorläufige Zulassungsregelung, die nicht viele der mit dem Flüchtlingsstatus verbundenen Rechte einschliesse: «Das lässt sie in einer prekären Situation und behindert ihre Integration, während es eine bekannte

Tatsache ist, dass die meisten letztlich bleiben werden.»

Kommissar Muiznieks betont auch die Notwendigkeit, die Identifizierung und den Schutz der am stärksten gefährdeten Migranten, inklusive der Asylsuchenden, zu verbessern und bei allen Entscheidungen und Massnahmen im Migrations- und Asylbereich dem Frauen- und Kinderaspekt die nötige Sensibilität zukommen zu lassen: «Viele der in der Schweiz ankommenden Asylsuchenden leiden an einer posttraumatischen Belastungsstörung, und manche sind Opfer von Folter oder Menschenhandel; sie sollten als solche ordnungsgemäss identifiziert werden und für jeden Bedarf jede spezifische Unterstützung erhalten. Dazu gehört auch der Zugang zu psychologischer und anderer Fachbetreuung in den Empfangszentren, egal, wie abgelegen diese auch seien.»

Diese Mischung von Moralin und Kommandosprache zur schweizerischen Asylpolitik stammt von einem studierten Politologen und Kurzzeit-Minister aus Lettland. In diesem baltischen Staat mit zwei Millionen Einwohnern kennt man das Wort «Flüchtling» nur aus den Auslandsnachrichten. Gemäss der deutschen Zeitung *Die Welt* hätte Lettland im Rahmen der merkelschen Willkommenskul-

tur 531 Flüchtlinge aufnehmen müssen. Es seien allerdings nur 23 anerkannt worden. Lettland bezahle 139 Euro pro Monat und Flüchtling, wobei die Sozialleistungen 2015 markant gekürzt worden seien. Weil sich die Bundesrepublik weit spendabler gibt, sind laut Recherchen der *Welt* mittlerweile alle 23 anerkannten Flüchtlinge in deutsche Gefilde weitergezogen. Kurz: Lettland ist so gut wie flüchtlingsfrei. Wobei man die Migranten ziemlich gerne ziehen liess. Ministerpräsident Maris Kucinskis jedenfalls kommentierte: «Wir werden kein totalitärer Staat sein, der eine Mauer errichtet und alle aufhalten kann.»

Recht anmassend nimmt sich auch die Geschichtsbelehrung aus, die Kommissar Nils Muiznieks der Schweiz verordnet: «Ange-

Die Geschichtsbelehrung, die der Kommissar der Schweiz verordnet, nimmt sich recht anmassend aus.

sichts eines dunklen Kapitels der schweizerischen Geschichte» mit Zwangsverwahrungen und Fremdvermittlung von Kindern (Verdingkindern) seien entsprechende Massnahmen des Bundes mit Ausgleichsfonds und

Forschungsprogrammen zu begrüssen. Der Lette fordert allerdings die schweizerischen Behörden auf, «die Einhaltung der geltenden internationalen Menschenrechtsnormen bei der Bewältigung aller historischen Menschenrechtsverletzungen zu gewährleisten». Insbesondere sollten die Opfer, speziell die Jemischen, neben der Entschädigung die notwendige psychologische Unterstützung erhalten. Nils Muiznieks verlangt auch, dass diese dunkle Geschichte landesweit in unseren sämtlichen Schulen unterrichtet wird.

«Schlecht organisiert»

Solche Geschichtslektionen aus Lettland tönen in Schweizer Ohren ziemlich anmassend. Die Letten bejubelten 1934 den Staatsstreich des bis 1940 autoritär herrschenden Diktators Karlis Ulmanis. Während der nationalsozialistischen Besetzung wurde fast die gesamte jüdische Bevölkerung Lettlands ermordet; auch mit bereitwilliger Beteiligung lokaler Kollaborateure. Letten waren ab 1941 im grossen Stil beteiligt an der Erschiessung von etwa 100 000 Juden, die die Deutschen aus dem ganzen Reichsgebiet ins Baltikum transportiert hatten. Der Zürcher Arzt Robert Hegglin hat im Sommer 1942 anlässlich einer Schweizer Ärztemission nach Riga seinem Tagebuch entsprechende entsetzliche Berichte anvertraut (*Die Weltwoche* Nr. 27/16).

Für all diese Gräueltaten kann selbstverständlich der lettische Europarats-Menschenrechtler Nils Muiznieks nichts. Und für die bis heute anhaltende schlechte Behandlung der russischen Minderheit in Lettland vermutlich auch nicht. Doch so wenig die Schweiz ihm die Vergangenheit seines Landes moralistisch um die Ohren schlägt, so wenig muss sich heute unser damals demokratisch-rechtsstaatlich gebliebenes Land lettische Vergangenheitsbelehren anhören.

Selbstverständlich lobte der Gesandte des Europarats, dass der Bundesrat eine «nationale Menschenrechtsinstitution» errichten will. Die dafür vorgesehene Million findet er allerdings etwas knausrig. Kein Wunder, denn bevor ihn Bundesrat Didier Burkhalter im Bundeshaus empfing, hatte er sich unter Ausschluss und ohne Information des Aussendepartements längst in Asylzentren, bei verschiedenen NGOs, im Kompetenzzentrum für Menschenrechte sowie bei den Eidgenössischen Kommissionen für Migrationsfragen, für Frauenfragen und gegen Rassismus aufmunitionieren lassen. Beim Treffen mit einer Parlamentsdelegation eröffnete der Europarats-Kommissar den erstaunten Schweizern, der Putsch in der Türkei sei «schlecht organisiert» gewesen. Ob er sich denn eine bessere Organisation und damit ein Gelingen des Putsches gewünscht hätte, fragte jemand Muiznieks unter allgemeinem Gelächter. Worauf der ertappte Gast aus Lettland beleidigt antwortete: «You have a special kind of humour.» ○

Gegenrede

Leutschenbach hat doch recht

Die Medien sollten Terroristen so weit wie möglich ignorieren, weil diese Aufmerksamkeit um jeden Preis wollen. Es ist also zu begrüssen, dass das Schweizer Fernsehen zurückhaltend über Anschläge berichtet.

Von Bruno S. Frey

Die Beiträge von Kurt W. Zimmermann zu lesen, ist immer ein Gewinn; seine stupenden Kenntnisse der schweizerischen Medienszene verblüffen immer wieder. Es lohnt sich sogar, Zimmermann zu lesen, wenn man ganz anderer Meinung ist.

Dies ist bei mir der Fall bei seinem Artikel «Anti-Terror in Leutschenbach» (*Weltwoche* Nr. 22/17). Zimmermann bemängelt, dass das Schweizer Fernsehen keine Sondersendung zum Terroranschlag (damals in Manchester) anbot. Er macht sich über die Aussage des TV-Chefredaktors Tristan Brenn lustig, der sagte: «Der mediale Overkill spielt den Terroristen in die Hände.»

Brenn hat jedoch mit seiner Aussage völlig recht; wenn überhaupt, geht das Schweizer Fernsehen noch zu wenig weit: Die Medien sollten die Terroristen so weit wie möglich ignorieren.

Der Grund ist in der wissenschaftlichen Literatur gut belegt. Terroristische Angriffe wollen mediale Aufmerksamkeit. Damit soll Angst hervorgerufen werden, wobei die Angst selbst zum Sicherheitsrisiko wird und zu falschem Handeln verleitet. Terrorgruppen wissen, dass sie mit ihren Attacken die westliche Wirtschaft und Gesellschaft nicht wirklich erschüttern können. Das war am ehesten noch bei 9/11 im Jahre 2001 der Fall, seither zeigen solche Terroranschläge jedoch immer weniger reale Wirkung. Soeben ist eine sorgfältige Untersuchung erschienen, die überzeugend darlegt, dass die Börsenkurse nach terroristischen Attacken immer weniger stark und lang beeinträchtigt werden und sich sehr rasch erholen.

Um mediale Aufmerksamkeit zu erreichen, verüben Terroristengruppen Massaker und töten unschuldige Menschen. Diese Strategie wird von terroristischen Gruppen systematisch gewählt. Früher haben sie in entlegenen Orten ihre fürchterliche Arbeit verrichtet, bis ihnen bewusst wurde, dass die Medienberichterstatter meist in den grossen Städten sitzen und nicht über Terrorereignissen an irgendwelchen unbekanntenen Orten berichten. Deshalb sind sie sogar dazu übergegangen, Attacken zeitlich so zu planen, dass sie in den Hauptnachrichten vor allem der USA richtig zur Geltung kommen.

Eine soeben veröffentlichte empirische Studie von Beckmann, Dewenter und Thomas

bestätigt den Sachverhalt. Je umfassender die Medienberichterstattung, desto mehr Terrorattacken finden in den nachfolgenden Monaten statt und desto blutiger sind sie.

Die Medien gieren geradezu danach, ob jemand die «Verantwortung» dafür übernimmt. Warum glaubt man auf einmal den Behauptungen verbrecherischer Organisationen? Es hat sich schon verschiedentlich gezeigt, dass Terrororganisationen nachträglich Taten für sich beanspruchten, auch wenn die Verbrechen aus völlig anderen Motiven geschahen (zum Beispiel bei dem Bombenangriff auf den Bus von Borussia Dortmund).

Vorbilder für Nachahmungstäter

Selbstverständlich sollen das Fernsehen und die Printmedien Nachrichten über Terrorangriffe nicht unterdrücken. Dies wäre nicht nur unmöglich, sondern auch einer freien Presse unwürdig. Sie dürfen jedoch einen terroristischen Akt nicht einfach einer Gruppe zurechnen und dieser damit die von ihr erwünschte mediale Aufmerksamkeit verschaffen.

Dies ist selbst bei «normalen» Verbrechen nicht erlaubt, sondern es muss immer abgewartet werden, bis ein Gericht den Schuldigen ermittelt hat. Dies gilt umso mehr, als sich regelmässig bei einem Terrorangriff verschiedene Gruppen der Tat rühmen. Bis klar wird, wer es wirklich war, hat meistens die Medienaufmerksamkeit für die entsprechende Tat stark nachgelassen. Der von den Terroristen beabsichtigte mediale Effekt wird damit deutlich geschwächt, und die unbeabsichtigte symbiotische Beziehung zwischen Terroristen und Medien wird aufgebrochen.

Das Schweizer Fernsehen liegt somit richtig, wenn es zwar über Terror berichtet, aber diese üblen Taten nicht noch an die grosse Glocke hängt. Vor allem dürfen die einzelnen Täter nicht namentlich identifiziert und bildlich dargestellt werden, denn damit werden sie für Nachahmungstäter zu Märtyrern und Vorbildern.



Bruno S. Frey ist ständiger Gastprofessor an der Universität Basel und Forschungsdirektor von Crema (Center for Research in Economics, Management and the Arts), Zürich.

«Das war wie eine Massage»

Nach 17 Jahren überlässt die Radiomacherin Mona Vetsch das Aufwecken der Nation den Jüngeren. In einer Zeit, in der andere Moderatoren über die eigenen Sprüche am lautesten lachen, traf sie mit ihrer frischen Art den Nerv des Publikums. *Von Thomas Renggli (Text) und Maya & Daniele (Bild)*

Zürich im Hochsommer. Die Limmat glänzt karibisch grünblau. Im Gemeinschaftszentrum Wipkingen dösen die Wollschweine und Zwergziegen. Die menschliche Arbeitswelt geht baden. Das Leben scheint in Zeitlupe zu verlaufen. Mona Vetsch lässt sich davon nicht bremsen. Sie nimmt einen Schluck italienische Limonade aus der Glasflasche und sagt zur abgemachten Gesprächsdauer: «Wenn du wüsstest, wie ausführlich ich antworte, könnte es auch länger gehen.»

Sprechen ist ihr Beruf – und damit hat es die 42-jährige Thurgauerin zu nationaler Popularität geschafft. Als sie am 23. Juni zum letzten Mal die Morgensendung auf SRF 3 moderierte, ging eine siebzehnjährige Ära zu Ende. Es war für viele Radiohörer, als würde die Helvetia-Skulptur von der Bundeshauskuppel entfernt. «Mona am Morgen» gehörte zur Schweizer Radiolandschaft wie die Staumeldung zum Gubrist – wenn auch mit wesentlich positiveren Assoziationen.

Das Staatsradio wird deswegen nicht untergehen, aber mit Mona Vetsch verabschiedet sich die populärste Stimme aus der Primetime. «Dabei ist man mit dem Thurgauer Dialekt nicht Everybody's Darling, sagt Vetsch und vergleicht ihre Sprache mit einem Frotteetuch, das ohne Weichspüler gewaschen wurde, «irgendwie spitzig und kratzig.»

Wenn Mona Vetsch redet, tut sie es mit Enthusiasmus, Witz und Hörbarkeit. Viele Passanten drehen sich nach ihr um, scheinen zu wissen, wer die Frau ist: «Ich werde trotz meinen TV-Auftritten öfter an meiner Stimme als an meinem Aussehen erkannt, aber das liegt vermutlich auch daran, dass ich immer laut spreche.»

Nachtwache und ewig Feierabend

Über 1500-mal hat sie dies morgens zwischen fünf und neun Uhr im Studio des dritten Kanals gemacht – und damit viele Herzen berührt. Sie erlebe immer wieder, wie sie von unbekannt Menschen als «Kollegin» betrachtet werde. So gebe es auch kaum jemanden, der sie in der Öffentlichkeit sieze. «Ich bin für die Schweizer einfach Mona», sagt Monika Vetsch.

Zu keiner anderen Zeit hören mehr Menschen Radio als am Morgen, sei es im Bett, in der Küche, im Geschäft bei der Kaffeemaschine oder im Auto auf dem Weg zur Arbeit. Und für nicht wenige ist die Moderatorin ein wichtiger gesellschaftlicher und sozialer Anker: «Wenn

wir auf Sendung gehen, ist es für viele ein Zeichen, dass das Leben erwacht», sagt Vetsch. Sie erhalte im Morgengrauen immer wieder Mails von Menschen, die in der Nacht gearbeitet haben: «Sie schreiben mir, wie streng die Nachtwache war, oder teilen mir mit, dass sie bereits wieder am Steuer des Lastwagens sitzen.» Oder sie haben schlicht das Gefühl, sie stehen mit der Frau am Radio auf.

Vetsch sieht ihre Bekanntheit in direktem Zusammenhang mit der Arbeitszeit: Der Morgenmoderator sei auch deshalb eine Bezugsperson, weil er die Zuhörer in einer sehr privaten, ja intimen Phase erreiche: «Nach dem Aufstehen sind die Menschen wohl am sensibelsten», glaubt Vetsch, «deshalb kann man sie zu dieser Zeit am leichtesten berühren.» Dabei geht sie grundsätzlich von positiven Schwingungen aus. Doch auch das Gegenteil ist der Fall: «Mit blöden Sprüchen kannst du auch jemandem den Tag versauen», sagt Vetsch. Der Grat sei schmal.

Für den eigenen Biorhythmus und das soziale Umfeld sind die Morgenschichten nicht unproblematisch. Der Stundenplan von Vetsch würde wohl selbst in der Überlebenswoche einer Rekrutenschule zu einem Aufstand führen: «Ich stehe um zwei Uhr auf und bin um drei Uhr im Radiostudio. Das heisst, dass ich am Abend davor um acht Uhr ins Bett

Ihren Dialekt vergleicht sie mit einem Frotteetuch, das ohne Weichspüler gewaschen wurde.

gehe.» Für Erwachsene sei dies oft ein Problem. Ihr familiäres Umfeld erleichterte ihr aber diesen Rhythmus. Denn ihre drei Buben – Matteo, 10, Dimitri, 8, und Antonin, 6 – gehen ungefähr zur gleichen Zeit schlafen: «Das macht das Abendprozedere für alle einfacher.» Und am Nachmittag habe sie Freiräume, von denen andere nur träumen könnten. Sie spricht vom «ewigen Feierabend», muss aber zugeben: «In der Realität wird er oft von der Müdigkeit getrübt.»

Mona Vetsch bezeichnet Radiomachen als «Beruf und Berufung». Sie wuchs in einem Umfeld auf, in dem der UKW-Empfänger auf dem elterlichen Bauernhof in Hattenhausen ein fester Bestandteil des Alltags war: «Um halb eins am Mittag hiess es jeweils: «Ruhe! Jetzt kommen die Nachrichten.» So verbindet Vetsch durchaus autoritäre Erinnerungen

mit ihrem «Lieblingsmedium»: «Radio war, wenn zu Hause alle still sein mussten», sagt sie mit einem herzlichen Lachen. Aufgrund der geografischen Lage des elterlichen Betriebs auf dem Thurgauer Seerücken besass Vetsch gegenüber anderen Ostschweizern einen Informationsvorsprung: «Wir empfangen Radio 24, das war für mich eine sehr aufregende Sache.» Grundsätzlich schätzt sie das Radio dafür, dass es den Zuhörer quasi natürlich durchs Leben begleitet: «Es ist das einzige Medium, das man konsumieren kann, ohne davon voll absorbiert zu sein.»

Eiskaltes Wasser

Ihre Karriere begann Mitte der 1990er Jahre eher zufällig und im Schatten der grossen Sender. Radio Thurgau suchte eine Volontärin, und Mona Vetsch musste zwischen Matura und Wirtschaftsstudium an der HSG in St. Gallen etwas Geld verdienen. «Ich wusste nicht, was ich machen sollte, und ich wusste nicht, was ich gut konnte», erinnert sie sich. Doch offenbar stiess sie bei den Thurgauer Radiomachern auf Gehör: «Ich wurde ins kalte Wasser geworfen – ins eiskalte. Mein Chef Thömi sagte: «Setz dich ins Studio und sende. Ich gehe nebenan Gitarre spielen. Wenn du ein Problem hast, ruf mich.»»

Thömi brachte es als Gitarrenspieler nicht in die Charts, Mona Vetsch aber traf den Geschmack der Hörer haargenau. In einer Zeit, in der andere Moderatoren über die eigenen Sprüche am lautesten lachen und nach der zweiten gelungenen Pointe die Welt mit ihrem Comedy-Programm beschallen, gibt sie sich angenehm unpräzise und unaufdringlich und strahlt trotzdem gute Laune und Aufbruchsstimmung aus.

Auf die Hörerschaft wirkt ihre beschwingte Art äusserst konstant. Selber sieht es Vetsch differenzierter: «Ich habe nicht das Gefühl, dass ich immer fröhlich töne. Es gibt Morgen, da komme ich nicht in die Gänge, und ausgeschlafen bin ich sowieso nie.» So hat sie auch kein Patentrezept für Morgenmuffel auf Lager. Die Kunst des frühen Aufstehens liege für sie in der Mässigung. Sie trinke nie mehr als eine Tasse Kaffee pro Morgen: «Schlafentzug und Kaffeeüberdosis ist keine gute Mischung.» Was am Radio spontan und locker tönt, ist oft das Produkt von intensiver Vorbereitungsarbeit. Vetsch sagt, dass sie Risiko und Spontanität liebe, dass aber viele Moderationen vorbereitet seien: «Nur was du präpa-



«Ausgeschlafen bin ich sowieso nie»: Moderatorin Mona Vetsch, 42.

riert und aufgeschrieben hast, kannst du wieder wegwerfen.»

«Das Radio hat gegenüber dem Fernsehen den Vorteil, dass man die Kommentatoren nicht auch noch sehen muss», sagte der deutsche TV-Journalist Robert Lembke. In der Neuzeit hat sich dies verändert. Im Gefäss «3 auf zwei» sind die SRF-3-Moderatoren jeden Morgen auf dem zweiten Fernsehkanal zu sehen: «Da wird vielen erst klar, wie vielseitig der Job an Mikrophon und Mischpult ist», sagt Vetsch. Es genüge nicht, zwei grade Sätze nacheinander zu sagen, man müsse auch den richtigen Hebel im richtigen Augenblick raufziehen.

Im dunkelsten Moment ihres Radioschaffens gelang ihr dies nicht. Es war der Morgen des 6. Novembers 2012 und Barack Obama soeben als amerikanischer Präsident wiedergewählt worden. Vetsch sass am Moderationspult, hatte den US-Korrespondenten in der Leitung und hätte per Knopfdruck die Nachrichtensendung auslösen sollen. Doch sie vergriff sich, und statt der erklärenden Analyse machte sich Stille im Äther breit – ohrenbetäubende Stille: «Ich ärgere mich noch heute darüber, denn ich bin eine Perfektionistin.»

Mona Vetsch blieb trotzdem länger im Amt als Obama. Und sie hielt neben ihrem Radio-

job auch staatstragende Reden, etwa am Nationalfeiertag: «Es gibt kaum etwas, was schmerzhafter geboren wird, als eine Erst-August-Rede. Denn alle Menschen erwarten etwas ganz Spezielles.» Der Auftritt in der heimischen Gemeinde Wäldi habe ihr am meisten Kopfzerbrechen bereitet. Wenn man sich an die eigenen Freunde, Verwandten und Bekannten richten müsse, sei die Aufgabe doppelt hart. Nach dem Auftritt habe sie kein gutes Gefühl gehabt. Doch ihr Grossvater riss sie aus ihren Zweifeln: «Momol, das hesch recht gmacht», habe er gesagt.

Wenn sie über den Zustand der Welt spricht, wird Mona Vetsch nachdenklich. «Unseren Eltern wurde immer gesagt, dass sie ein besseres Leben haben werden als ihre Mütter und Väter. Ich denke, wir können unseren Kindern nicht mehr den gleichen Optimismus mitgeben. Wir müssen hoffen, dass es die nächste Generation nicht schlechter hat als wir.»

Auswandern kommt nicht in Frage

Für das Schweizer Fernsehen begleitete Vetsch Auswanderer auf ihrem Versuch, das Glück in der Fremde zu finden. Dabei realisierte sie, wie schön die Schweiz ist: «Jedes Mal, wenn ich von diesen Reisen zurückkomme, kenne ich mehr Gründe, weshalb ich nicht auswandern möchte. Die Schweiz ist ein Paradies – wirtschaftlich, klimatisch, topografisch, kulturell.»

In dieser TV-Rolle wird man Mona Vetsch auch künftig wieder sehen. Als Frau zum Aufstehen wird es die Thurgauerin am Radio aber nicht mehr geben. Nach siebzehn Jahren sei es Zeit für etwas Neues: «Ich möchte jetzt das machen, was ich lange nicht machen konnte», sagt sie und denkt vor allem auch an eine Normalisierung des Soziallebens. Es sei ihr wichtig gewesen, den Moment der letzten Sendung selber bestimmen zu können. Dass sie das Studio am 23. Juni auch mit einem weinenden Auge verliess, lag in der Natur der Sache. «Wenn es schwerfällt, weisst du, dass du nicht zu spät gegangen bist.»

So durften bei ihrer Dernière Beweihräucherung und Heldinnenverehrung nicht fehlen. Das Studio wurde zur offenen WG erklärt. Die Hörerschaft brachte Kuchen, schrieb rührige Mails und sang Lieder. Als Höhepunkt schaute Stephan Eicher vorbei, schenkte Schnittblumen, griff zur Gitarre und sagte: «Mona, du hast mir die schönste Radiostunde beschert, das war wie eine Massage.»

«Vetsch zum Letzten» war ein wenig wie der *last call* in der Lieblingsbar oder die Zugabe eines Strassenmusikanten, bevor die Laternen ausgehen. Ein ultimativer Abschied aber war es nicht. Mona Vetsch wechselt nur die Schicht und wird nach einer halbjährigen Pause ihrer Leidenschaft zu sozialverträglicheren Arbeitszeiten nachgehen. Oder wie es Stephan Eicher sagte: «Mona, jetzt hast du endlich einen vernünftigen Job gefunden.» ○

Entfesseltes Afrika

Afrikas Wirtschaft ist in grossen Teilen umständlich, verschwenderisch und kostspielig organisiert. Für den schweizerisch-angolanischen Investor Jean-Claude Bastos de Morais ist das eine verheissungsvolle Situation. *Von Beat Gygi*

Afrikanische Wirtschaftsmigranten kommen massenhaft nach Europa, chinesische Investoren kaufen in grossem Stil Land in Afrika – das sind die auffälligsten Nachrichten, wenn von Afrikas Rolle in der internationalen Wirtschaft die Rede ist, und sie lassen den Eindruck aufkommen, der Kontinent sei einfach ein düsteres Gebiet der Wirtschaftswelt. Es gibt zwar immer wieder eine Art Blitzlichter, dieser Tage etwa die Meldung, die Mobilfunkabonnemente in Schwarzafrika nähmen rasanter zu als sonst wo, aber als richtige Aufhellung wird das nicht wahrgenommen. Dennoch – es gibt private Unternehmer, die auf eigenes Risiko in Afrika investieren, weil sie Erfolgchancen sehen, und dies aufgrund solider betriebswirtschaftlicher Überlegungen. Der schweizerisch-angolanische Doppelbürger Jean-Claude Bastos de Morais ist mit seiner Finanzgruppe Quantum Global, die rund acht Milliarden Dollar Vermögen verwaltet, mit etlichen Investitionsvorhaben in Afrika präsent. Das Projekt des Tiefseehafens, den er in der angolanischen Provinz Cabinda errichten will, veranschaulicht, wie gewaltig eine ökonomische Betrachtungsweise die Verhältnisse verändern kann.

Woher kommt der Antrieb?

Der 50-jährige Bastos, Unternehmer und treibende Kraft auch bei anderen Afrika-Engagements, beschreibt den Kerngedanken so: «Man muss Afrika verstehen und mögen, man muss sich der ganzen Ineffizienz annehmen und diese dann verändern.» Wer Erfolg haben wolle, müsse mehr tun, als sonst erwartet werde. Zentrales Projekt ist zwar der neue Hafen, aber darum herum soll eine Zone mit spezialisierten Unternehmen entstehen, auch Logistikkreisläufe für internationale Konzerne und ein grosses Zollfreilager. Früher hätten die Patrons auch mehr erstellt als nur Fabriken. In Landwirtschaft, Gesundheitswesen, Pharmazie, Holzwirtschaft oder Logistik sollen die Firmen dieser Zone von günstigeren Kosten profitieren – und die Kostenvorteile dann auch ihren Abnehmern weitergeben. Enorm hoch seien heute die ganzen Importkosten Angolas, da sei viel Spielraum nach unten.

Wieso soll all das möglich sein, woher kommt der Antrieb, wenn es ja bisher nicht geschah? Bastos kommt beim Erklären in Fahrt, das sei seine grosse «Wette» in Afrika: Bisher werde fast überall mit derart viel Ver-



In zwei Welten gross geworden: Investor Bastos.

schwendung, Umständlichkeit und Ineffizienz gearbeitet, dass man die Kosten schlagartig verringern könne, wenn man effizienter vorgehe. «Afrika entfesseln» laute das Rezept. Der neue Hafen liege weiter draussen im Meer, mit mehr Wassertiefe als die heutigen Anlagen, so dass künftig Schiffe mit über 8000 Containern anlegen könnten statt wie heute Schiffe mit lediglich 2000 Containern. Zudem würden die Ladungen heute umständlich abgefertigt, viele Waren gingen kaputt, und zahlreiche Vermittlerstellen mischten mit. Im neuen Hafen dagegen komme modernste Logistik zum Einsatz, Kühlager schützten den Wert der Fracht, das Zollfreilager beschleunigen

den Umschlag und verringere das in lagernder Ware gebundene Kapital, was in Afrika bei Zinsen in der Nähe von 15 Prozent ein wichtiger Kostenfaktor sei. Bastos hat für seine Projekte von der Regierung dreissigjährige, zum Teil längere Konzessionen für Landflächen und Nutzungsrechte erworben, mit Optionen auf Verlängerung. Die totalen Kosten für den Hafen belaufen sich auf rund eine Milliarde Dollar, wovon der Staat 710 Millionen zugesagt hat und die restlichen 250 Millionen von privaten Investoren getragen werden. Darin enthalten sind auch die rund 70 Millionen Dollar, die Bastos in den letzten zehn Jahren für Abklärungen, technische Stu-

dien, Konzessionen und erste Investitionen eingesetzt hat.

Was Bastos derart leidenschaftlich darlegt, bedeutet eigentlich: Die Ineffizienzen in Afrika sind wie ein riesiger Schatz, den man dadurch heben kann, dass man Effizienz in die Wirtschaft und die Gesellschaft bringt. Bastos sagt es so: «Meine Hauptwette ist: Dadurch, dass man Effizienz schafft, setzt man eine derart hohe Marge frei, dass man den Markt aufrollen kann.» Mehrmals erwähnt er im Gespräch, welch enorme Renditen bei solchen Geschäften zu erwarten seien, wie rasch eine Investition rentabilisiert sei. Cabinda findet er für sein Hafenprojekt auch deshalb attraktiv, weil diese Provinz für Angola flächenmässig zwar klein, aber dank des Ölgeschäfts wirtschaftlich ein Riese ist – wichtig sind jedoch auch persönliche Gründe.

Den Markt aufrollen

Er sei mehr oder weniger in zwei Welten gross geworden, sagt Bastos, für ihn sei das eine wichtige Grundlage, um in Afrika tätig zu sein und die Verhältnisse zu verstehen. Er wurde 1967 in Freiburg geboren. Seine Mutter

Die Ineffizienzen in Afrika sind wie ein riesiger Schatz, den man heben kann.

kam aus einer Uhrmacherfamilie in Welschenrohr. Sein Vater war aus Angola, aus der Provinz Cabinda (früher portugiesisches Protektorat), zum Studieren in die Schweiz gekommen. Während der ganzen Zeit in der Schweiz blieb die familiäre Verbindung mit Angola bestehen. Bastos legt dar, dass seine Ziele und Anstrengungen auch vor dem Hintergrund zu sehen seien, dass sein Vater wegen seiner Hautfarbe Nachteile gehabt habe. Deshalb sei er selber umso ehrgeiziger, «es zu schaffen». Nach Ende des Bürgerkriegs in Angola sah er 2002/2003 Realisierungschancen für seine grosse Vision: nach Afrika gehen und da als Investor wirken. Fast wie eine Rückkehr sei es für ihn gewesen, als er damals nach Angola gereist sei. Er erfuhr zwar, dass man als Weissler als Outsider galt, sah aber auch rasch, dass es nicht schwierig war, mit seinen Kenntnissen von Märkten und Unternehmertum in Angolas Wirtschaft Fuss zu fassen.

Während der Mittelschule hatte er eigentlich Musiker werden wollen; dem Vater schwebte aber etwas Nützliches vor, so wählte er das Studium der Betriebswirtschaft. Um rasch selbständig zu werden, begann er, die Zeitungen zu lesen, genauer gesagt, die kleinen Inserate, in denen Firmen zum Verkauf angeboten oder zum Kauf gesucht wurden. Er schrieb die Inserenten an und schaltete sich so als Vermittler ein. Auf diese Weise wurde er beim Handwechsel von Coiffeursalons, Schrei-

nerien, Metzgereien und Ähnlichem zum Berater mit Erfolgshonorar. Damit war er bereits auf der Spur des späteren Investmentbankers. In der Revisions- und Beratungsfirma Deloitte & Touche lernte er sodann, wie man beim Firmenkauf die Prüfung auf Herz und Nieren durchführt, die sogenannte Due Diligence.

«Extreme Chancen»

Nächstes Ziel wäre eigentlich ein Doktorat gewesen, aber da kam der Internetboom dazwischen. Er unterstützte Freunde beim Börsengang der Firma Cybernet am sogenannten Neuen Markt. Der Aktienkurs schnellte in die Höhe, viele wurden reich. Bastos sagt, so etwas habe er zunächst als Magie empfunden, dann aber realisiert, dass es nicht sehr schwierig sei, eine Firma an die Börse zu bringen. In einer anderen Beratungsfirma lernte er mehr über Unternehmensstrategien, er schrieb eine Methodologie zur Optimierung von Geschäftsprozessen im Rahmen der Informatisierung, und da Informatik damals das grosse Thema der Innovationspolitik war, ergab sich daraus ein Mandat des Bundes, KMU bei der Einführung von Informatik zu unterstützen. So lernte Bastos die KMU-Welt kennen, und bald war die Idee da, ein Unternehmen namens Pro KMU zu gründen, das unter Druck geratene kleinere und mittlere Firmen kaufte, umstrukturierte und je nachdem wieder verkaufte. Er wurde später vom Gründer der ProKMU angefragt, das Management der Firma zu übernehmen. 2003 wurde die Pro KMU allerdings wegen Uneinigkeit unter den Investoren aufgelöst.

Als Bastos 2003 nach Angola zog, erlebte er eine regelrechte Goldgräberstimmung. Nach dem Bürgerkrieg war das Land in kürzester

Zeit vor allem dank Erdöl zu viel Geld gekommen. Erdölgesellschaften trieben die Nachfrage nach allem, vor allem nach Wohnraum, in die Höhe, es kam zu einem Immobilienboom, in dem Bastos etliche Marktmöglichkeiten nutzte. «Es gab überall extreme Chancen», meint er im Rückblick. Seine Haupttätigkeit war damals aber der Aufbau des Corporate-Finance-Geschäfts für eine staatliche Bank, was ihm Gelegenheit zum Kennenlernen des Marktes gab. Parallel dazu hatte er in der Schweiz seine eigene, relativ kleine Asset-Management-Gesellschaft, später die Quantum Global. Der angolanischen Notenbank bot er dann ein Anlagekonzept für die rapide gestiegenen Fremdwährungsreserven an, das die Risiken gering halten sollte. Bastos hatte das Glück, vor der Finanzkrise auf Warnungen vor der Gefährlichkeit der US-Immobilienblase gehört zu haben. Als der Knall kam, verlor er im Gegensatz zu den Konkurrenten kein Geld. Er war der Held bei den Kunden, und Quantum Global zog neues Geld an.

Heute sieht Bastos für die Arbeit der Quantum-Global-Gruppe in Afrika drei Pfeiler. Erstens: afrikanisches Geld in die Welt bringen, nur für institutionelle Investoren, die ihre Risiken international verteilen wollen. Zweitens: afrikanisches Geld in afrikanische Märkte bringen. Bastos betont, afrikanische Länder könnten nicht fremde Investoren anziehen und ausländisches Geld anziehen, wenn sie nicht selber bei sich investierten; es gehe um eine Vorbildfunktion – wie Bastos sie beim neuen Hafen hat. Dazu gehört auch das lokale Private-Equity-Geschäft, bei dem Quantum Global in Firmen investiert, die nach einem speziellen Raster ausgelesen werden. Und drittens: ausländisches Geld für Afrika, zum Beispiel über die Anlagefonds von Quantum Global, die in Infrastruktur, Transport, Gesundheitswesen, Landwirtschaft, Waldwirtschaft oder Bergbau investieren.

Mit seinen Geschäften macht sich Bastos nicht nur Freunde. Wenn er Ineffizienzen verringert, nimmt er jenen etwas weg, die von der Umständlichkeit der Logistik und der Verteuerung der Importe leben. Er ist auch mit Vorwürfen konfrontiert, er habe die Konzessionen und Aufträge des Staates dank der Nähe zur Präsidentenfamilie erhalten. Er entgegnet, dass bei Quantum Global auf hohe Standards der Compliance geachtet werde, um Interessenkonflikten vorzubeugen. Und seine Verbündeten habe er eben in der Bevölkerung, bei der Basis, die dank gesteigerter Effizienz mehr fürs Geld bekomme und mehr Arbeit habe. Und seine Familie? Er sei sehr viel unterwegs, er sehe seine Kinder nicht so oft. Bei der Entscheidung, entweder möglichst viel zu erreichen für eine grosse Masse von Leuten oder aber für die kleinere Gruppe da zu sein, habe die Mission für den grossen Beitrag obsiegt. ○

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Amalfiküste

Alex Reichmuth, Weltwoche-Redaktor

Wer Amalfi sieht, ist noch nicht dort. Das Strässchen entlang der Steilküste windet sich erst durch ein halbes Dutzend tief eingeschnittener Schluchten, bis der ehemalige Handelsort in der Provinz Salerno vor einem steht – ja, «steht», nicht «liegt», denn hier ist alles senkrecht. Am Ausgang eines kühnen Schlundes thront der Dom aus dem 10. Jahrhundert, links und rechts streben Bauten den steilen Berg hoch. Das Gassengewirr lädt den Liebhaber tiefer Italianità zur Erkundung ein. Die Amalfiküste ist kein Geheimtipp, doch für einmal sollte man den Touristen folgen – zu spektakulär ist das Ganze.





«Aussicht einer Gefahr»: Treffen von Sea-Watch-Leuten mit Libyern auf hoher See.

Fährdienst nach Europa

Private Hilfsorganisationen beugen das Seerecht, das Schiffe zur Rettung von in Seenot geratenen Personen verpflichtet. Arbeiten sie gar mit Schleppern zusammen, um immer mehr illegale Migranten nach Europa zu bringen? Von Nicholas Farrell

Die Frage, ob die Schiffe von Nichtregierungsorganisationen (NGO), die allwöchentlich Tausende illegaler Migranten von Libyen nach Italien befördern, Menschen schmuggeln oder retten, ist juristisch einigermassen diffus. Aber die Sache, um die es im Kern geht, ist überaus suspekt. Daher bat ich das unabhängige niederländische Forschungsinstitut Gefira, das sich intensiv mit der Migrantenkrise beschäftigt, um genauere Informationen über die Aktivitäten dieser NGO-Flotte.

Im vergangenen Jahr «retteten» rund zwanzig Schiffe, zusammen mit Schiffen der italienischen Marine, anderer EU-Staaten und der italienischen Küstenwache, die Rekordzahl von 180 000 Migranten aus Booten vor der libyschen Küste und brachten sie nach Italien, dessen südlichster Punkt (Sizilien) 275 Seemeilen von Tripolis entfernt ist.

In diesem Jahr wurden bislang 80 000 Personen «gerettet», das sind 30 Prozent mehr als zum gleichen Zeitpunkt im letzten Jahr. 2017 wird mit einer Gesamtzahl von deutlich über 200 000 Migranten gerechnet.

Die meisten dieser Migranten sind alleinstehende junge Männer aus Schwarzafrika (an der Spitze Nigerianer) – kein einziger Libyer ist darunter, geschweige denn ein Syrer. Alle haben viel Geld für einen Platz auf einem Schlepperboot bezahlt (tausend Euro, das entspricht dem Verdienst mehrerer Jahre in ihrem Herkunftsland). Die wenigsten sind Flüchtlinge – es sei denn, jeder Afrikaner ist ein Flüchtling.

Wie Licht auf Motten

Die Italiener haben diesen Ansturm von Migranten gründlich satt. Sehr wenige Illegale erhalten Asyl in Italien, noch weniger werden ausgeschafft. Laut einer Umfrage, die von der römischen Tageszeitung *Il Messaggero* in Auftrag gegeben und am 9. Juli veröffentlicht wurde, wollen 67 Prozent der Italiener, dass die Häfen für Rettungsschiffe geschlossen oder alle nach Italien geschafften Migranten repatriiert werden, und 61 Prozent sind für eine Seeblockade der libyschen Küste.

Mitarbeiter von Gefira haben in den letzten Monaten anhand allgemein zugänglicher

Websites, auf denen Schiffsbewegungen via Satellit in Echtzeit registriert werden, den Verkehr von NGO-Schiffen vor der libyschen Küste beobachtet. Anhand archivierter Daten wurde festgestellt, dass ein Dutzend NGO-Schiffe, zum Teil mehrmals, in libysche Hoheitsgewässer eingedrungen sind. (Als «Hoheitsgewässer» wird ein parallel zur Küstenlinie verlaufender Meeresstreifen von 12 Seemeilen Breite bezeichnet.)

Die meisten dieser Migranten sind alleinstehende junge Männer aus Schwarzafrika.

tenlinie verlaufender Meeresstreifen von 12 Seemeilen Breite bezeichnet.)

Zu diesen Schiffen zählt die «Vos Hestia» von Save the Children, die sich am 5., 16., 22. und 23. Mai in libyschen Gewässern aufhielt. Oder die «Aquarius» von SOS Méditerranée und Médecins sans Frontières (MSF), die sich am 2., 5., 16., 23. Mai und zuletzt am 9. Juli in libyschen Gewässern aufhielt. Beobachtet wurde auch die «Phoenix» der Stiftung Migrant Offshore Aid Station (Moas), einer auf

Malta ansässigen Organisation, die von einem amerikanischen Geschäftsmann und seiner italienischen Frau gegründet wurde. Dieses Schiff befand sich dreimal in libyschen Gewässern, zuletzt am 10. Juli. Die genannten drei Organisationen werden direkt oder indirekt von den Open Society Foundations des Multimilliardärs und Wohltäters George Soros unterstützt. Christopher Catrambone, Gründer von Moas, spendete 365 000 Euro für Hillary Clintons Wahlkampf.

Selbstverständlich bestreiten alle betroffenen Hilfsorganisationen, darunter mehrere deutsche, dass ihre Schiffe in libysche Gewässer vordringen, denn ohne Genehmigung libyscher Behörden wäre das eine Verletzung der territorialen Souveränität.

Ungenehmigte Durchfahrten, sofern bona fide, sind gemäss Seerecht zulässig, aber wie bona fide ist der Aufenthalt der NGO-Schiffe in libyschen Gewässern?

Erlaubt sind Rettungsmassnahmen innerhalb von Hoheitsgewässern, wenn es um Leben oder Tod geht, nicht aber Such- und Rettungseinsätze. Diese NGO-Schiffe (selbst ausserhalb der libyschen Gewässer) wirken auf Migranten und Schlepper wie Licht auf Moten: Immer mehr illegale Migranten werden in immer weniger seetüchtige Boote gepackt.

Kein Wunder, dass die sizilianische Justiz inzwischen gegen NGOs wegen des Verdachts der Zusammenarbeit mit den Schleppern ermittelt. Untersuchungsrichter Carmelo Zuccaro will wissen, «woher das Geld für diesen Taxidienst kommt». Gegenüber der Turiner Tageszeitung *La Stampa* erklärte er im April: «Wir haben Beweise, dass es direkte Kontakte zwischen bestimmten NGOs und den Schleusern in Libyen gibt. . . Wir wissen von Telefonaten aus Libyen mit bestimmten NGOs, von Lampen, die den Weg zu den Schiffen dieser Organisationen weisen, und von Schiffen, die plötzlich ihren AIS-Transceiver [Ortungsgesetz] abschalten.»

Enge Beziehungen

Save the Children erklärte seinerzeit: «Die <Vos Hestia>, die in internationalen Gewässern und in Absprache mit der [italienischen] Küstenwache operiert, hat nie libysche Gewässer betreten.»

Auf der Website von MSF steht, dass man nur «in Koordination mit der Seenotrettungsleitstelle [MRCC] in Rom» arbeite, die der italienischen Küstenwache untersteht. Weiter heisst es: «Wir patrouillieren in internationalen Gewässern [...] und nähern uns den Hoheitsgewässern nur dann, wenn wir vom MRCC dazu aufgefordert wurden oder Kenntnis von einem Boot in Seenot erhalten.»

Näher, immer näher, und schon ist man innerhalb der Zwölf-Meilen-Zone.

Martin Xuereb, Direktor von Moas und ehemaliger Oberbefehlshaber der maltesischen

Streitkräfte, sagte 2016 in einem Interview mit der Pro-Migranten-Website «Ghost Boat»: «Es hat keinen einzigen Fall gegeben, wo wir innerhalb der Hoheitsgewässer waren.»

Inzwischen gibt es etliche solcher Fälle.

Gemäss Seerecht sind Schiffe verpflichtet, in Seenot geratenen Personen, die also in Lebensgefahr sind, Hilfe zu leisten. Ist das bei den Migranten wirklich der Fall? Die Geretteten müssen an einen «sicheren Ort» gebracht werden, das ist gewöhnlich der nächste sichere Hafen, hier also Tunesien oder Malta. Warum Italien? Und wenn die Rettung innerhalb der Hoheitsgewässer stattfindet, müssen die Betroffenen zurück an Land gebracht werden, also nach Libyen.

Mitarbeiter von Gefira entdeckten im Online-Archiv der deutschen Hilfsorganisation Sea-Watch ein interessantes Foto von einer «Rettung». Sie stellten auch fest, dass das Schiff, die «Sea-Watch 2», sich mehrmals in libyschen Hoheitsgewässern aufgehalten hatte.

Die Fotografie zeigt ein grosses Schlauchboot mit vielen ruhigen Migranten in ruhiger See, in der Nähe ein kleines Schlauchboot mit zwei Sea-Watch-Leuten neben einem kleinen, offenen Fiberglas-Boot, auf dem sich zwei Männer befinden, vermutlich Libyer. Die «Libyer» übergeben der freundlich lächelnden

Die Zusammenarbeit zwischen NGOs und Menschenschmugglern wird überhaupt nicht verheimlicht.

Sea-Watch-Crew einen grossen Plastiksack. Was ist im Sack? Dokumente? Oder, Gott bewahre, etwa Bargeld? Sind die beiden «Libyer» Schlepper?

Auf anderen Websites stiessen die Gefira-Mitarbeiter auf Fotos von identisch aussehenden Fiberglas-Booten, die in libyschen Häfen liegen.

Die Zusammenarbeit zwischen den NGOs und den Menschenschmugglern wird überhaupt nicht verheimlicht, wie ich bei meinen eigenen Internet-Recherchen feststellte. Auf der Website «The Intercept» (deren Autoren für die Aufnahme von immer mehr Migranten in Europa plädieren und offenkundig enge Beziehungen zu den NGOs haben) las ich: «Manche Hilfsorganisationen und die italienische Küstenwache erhalten Telefonanrufe von der libyschen Küste, wahrscheinlich von Schleppern, die die Abfahrt von Flüchtlingsbooten melden. Auf diese Informationen stützen sie ihre Rettungseinsätze.»

Verrückt, oder?

Natürlich hat auch die italienische Küstenwache, die im zentralen Mittelmeer Rettungseinsätze koordiniert, ein paar Fragen zu beantworten.

Auf Schiffe privater Hilfsorganisationen entfallen mittlerweile 35 Prozent aller Migranten,

die nach Italien gebracht werden. Alternativ übergeben sie die Migranten, sobald sie ausserhalb der libyschen Gewässer sind, grösseren Schiffen der italienischen Marine, anderer EU-Staaten oder der italienischen Küstenwache und fahren dann zurück in Richtung libysche Küste, um neue Migranten an Bord zu nehmen.

Die Schiffe der italienischen Marine und anderer europäischer Seestreitkräfte und der Küstenwache, die eigentlich verhindern sollten, dass Migranten aus Libyen ablegen, dürfen nur 120 Meilen nördlich der libyschen Küste operieren – ausgenommen diejenigen Schiffe, die zur militärischen EU-Mission «Sophia» gehören, deren Auftrag, die Schlepper zu bekämpfen statt Migranten zu retten, katastrophal gescheitert ist.

«Tickets» für «Passagiere»

Judith Schuler von Save the Children Schweiz räumte ein: «Save the Children kann bestätigen, dass wir in seltenen Fällen libysche Hoheitsgewässer betreten haben, jedoch stets auf Anweisung der italienischen Küstenwache.»

Und Marco Bertotto von der italienischen Sektion von MSF gestand: «2016 gab es drei Fälle, wo MSF in kritischen und dringenden Fällen und mit ausdrücklicher Genehmigung der libyschen und italienischen Behörden bei Rettungsaktionen 11,5 Seemeilen von der Küste entfernt mitgewirkt hat. Und 2017 haben wir in einigen wenigen Fällen die libyschen Hoheitsgewässer betreten, mit ausdrücklicher Genehmigung der Behörden.»

Sacha Ockenden, Sprecherin von Sea-Watch, wollte sich «so kurzfristig» nicht zu der erwähnten Fotografie äussern, bezeichnete aber die Behauptung, Sea-Watch rette Migranten, die «erkennbar nicht in Seenot» seien, als «absolut unzutreffend». «Seenot» verlange keine «unmittelbare Gefahr für Leib und Leben», es genüge die «Aussicht einer Gefahr». Der Aufenthalt an Bord eines Migrantenboots reiche also völlig aus.

Das klingt schon etwas anders als das, was beide Organisationen bislang gesagt haben.

Gefira entdeckte auf Facebook auch eine Adresse in Libyen (mitsamt Telefonnummer), wo «Tickets» für «Passagiere» angeboten werden, mit «Sonderpreisen für Gruppenbuchungen» auf «Fähren» (d. h. Schlepperbooten). Die Reise dauert nur «drei, vier Stunden» bis zum versprochenen Kontakt mit einem Schiff einer Hilfsorganisation, der italienischen Marine oder der Küstenwache.

Die Präsenz besonders all dieser NGO-Schiffe unweit der libyschen Küste ist also ein wesentlicher Bestandteil dieses organisierten Migrantenfährdienstes oder, wenn man so will, dieser modernen Form von Sklavenhandel. So viel steht ausser Frage.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Rheinische Mückenstiche

Er fehlt in keiner Talkshow, und er nimmt kein Blatt vor den Mund. Doch wirklich ernst ist es Wolfgang Bosbach mit seiner Kritik an Kanzlerin Merkel nicht. Der CDU-Politiker sucht vor allem das Rampenlicht. *Von Wolfgang Koydl und Rüdiger Nehmzow (Bild)*



«Der war schon immer hier»: CDU-Mann Bosbach.

Angeblich geistert noch eine Kollegin der *Bild*-Zeitung auf der Suche nach dem Ausgang durch die verwinkelten Gänge des Hotels, als sich Wolfgang Bosbach zum Gespräch mit dem Interview-Magazin *Galore* in den Frühstücksraum setzt. Als Nächstes ist die *Weltwoche* dran, doch da pressiert es dem deutschen CDU-Politiker schon gewaltig. Die Antworten werden immer knapper, die Blicke auf die Uhr immer gehetzter: «Ich hab's eilig, ich muss noch zur Maischberger.»

Ziemlich viel Medienwirbel für einen Mann, der vor einem Jahr dramatisch und publikumswirksam den endgültigen Abschied aus der Politik verkündete: Drei Interviews und eine Talkshow an einem einzigen Abend – das ist eher die Schlagzahl eines Spitzenpolitikers. Martin Schulz, glückloser Kanzlerkandidat der SPD, würde vermutlich seinen Bart für so viel Nachfrage hergeben.

Als Gründe für den Rückzug in die Rente hatte Bosbach unter anderem eine unheilbare Krebserkrankung genannt. «In Zukunft muss die Gesundheit einen höheren Stellenwert haben als die Politik.» Der andere Grund war politisch: «In einigen wichtigen Fragen kann ich die Haltung meiner Partei nicht mehr mit Überzeugung vertreten», meinte er. «Ich will meine restliche Kraft nicht dafür aufwenden, gegen meine eigene Partei zu argumentieren.»

Meckerer und Mahner

Geschadet hat es ihm nicht, dass er so oft öffentlich Kontra gab. Denn gerade der Widerspruch hat den Hinterbänkler aus dem Wahlkreis Bergisch Gladbach, einer Kleinstadt vor den Toren von Köln, bundesweit bekanntgemacht. Ob Euro-Rettung oder Flüchtlingskrise – der 65-Jährige mit den grauen Haaren und dem dauergebräunten Gesicht gilt vielen als die verkörperte innerparteiliche Kritik an Bundeskanzlerin Angela Merkel. Wer bissige Kritik eines Christdemokraten an der eigenen Regierung wollte, der war mit Bosbach stets gut bedient. Als «Quälgeist der Kanzlerin» adelte ihn der *Spiegel*, der sein Glück über einen solchen Kronzeugen in den Reihen der Christdemokraten kaum fassen konnte.

Fotogen, freimütig und obendrein noch eine rheinische Frohnatur – von dieser Mischung waren auch Deutschlands Talkshows begeistert. Ob Plasberg, Illner, Will oder Maischberger – Bosbach war Dauergast auf ihren Sofas. In den Jahren 2014 und 2015 war kein anderer

Politiker öfter eingeladen als er; auch in den Folgejahren war er ständig präsent. Der jüngste Eklat, als er zornig aus der Maischberger-Runde stürmte, dürfte ihm nicht schaden. Medienprofi Bosbach weiss: Zoff ist gut für die Einschaltquoten.

Und Merkel-Schelte gut für ihn: Nicht nur Parteifreunde registrierten, dass Bosbachs Popularität mit dem Grad seiner Kritik zunahm. Je härter die Aussage, desto häufiger die Einladungen ins TV. Den Durchbruch erzielte er indes in einer Unterhaltungssendung. Als Promi-Kandidat in Günther Jauchs «Wer wird Millionär?» knabberte er an der 250 000-Euro-Frage, wofür DDR-Bürger Waschmaschinen ausser zum Waschen sonst noch verwendeten. Da rufe er am besten die Kanzlerin an, sagte Bosbach und zückte das Handy. Sie sei schliesslich gelernte DDR-Bürgerin. Derweil die Nation den Atem anhielt, tippte Bosbach die Nummer ein. Leider war besetzt, und er ging mit 125 000 Euro nach Hause. Doch schlagartig war er zur Celebrity geworden: der Mann, der einfach mal so der Angela eine Quizfrage stellen kann.

Aber auch ein Mann, der für seine Überzeugungen seine Haut zu Markte trägt, ein gnadenlos ehrlicher Meckerer und Mahner, der



Mit Kanzlerin Merkel, 2006.

keine Furcht vor Kanzlerthronen kennt. Doch mehr als Mückenstiche scheinen es nie gewesen zu sein, die Bosbach applizierte. Sonst hätte Merkel, die Feinde und Rivalen gnadenlos verfolgt und ausschaltet, auch ihn schon längst aussortiert. Ihn aber liess sie gewähren. Vermutlich schätzte sie ihn als Blitzableiter, der das aussprach, was andere nur dachten.

«Ruhige Art in unruhigen Zeiten»

Tatsächlich entpuppt sich der Kritiker im Gespräch rasch als getreuer Schildknappe der Kanzlerin: «Von permanenter Quertreiberei kann keine Rede sein», protestiert er. Höchstens ein halbes Dutzend Mal habe er gegen seine eigene Fraktion gestimmt – und dies in einer 23 Jahre währenden Bundestagskarriere, die dem studierten Juristen den stellvertretenden Vorsitz der CDU/CSU-Fraktion und



Bei «Wer wird Millionär?» mit G. Jauch (r.), 2014.

die Leitung des innenpolitischen Ausschusses eintrug.

Auch Parteikollegen können sich nicht daran erinnern, dass er intern je an der Regierungschefin etwas auszusetzen hatte. «Im politischen Betrieb in Berlin ist er deutlich weniger als Merkel-Kritiker aufgefallen», verrät ein CDU-Mann unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Er will nicht ausschliessen, dass Bosbachs öffentliche Attacken «letztlich nur seine eigene Popularität fördern» sollten.

Auch im *Weltwoche*-Gespräch lässt Bosbach sich kein schlechtes Wort gegen die Kanzlerin entlocken. «Souverän» erledige sie ihre Aufgabe, sagt er, ja eigentlich sogar gut. «In unruhigen Zeiten schätzen die Wähler ihre ruhige Art», fügt er hinzu. Und Schulz? Der ist doch auch solide bis zur Langeweile? Ungeduldig fährt Bosbachs Hand in die Höhe, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wolle: «Der hat doch noch nie ein Regierungsamt innegehabt.»

Doch was ist mit den politischen Kehrtwenden Merkels, wie sie Josef Schlarmann, der einflussreichere, aber stillere CDU-Kanzlerkritiker, jüngst in der *Weltwoche* dargestellt hat? «Alles halb so wild», meint Bosbach. Der Ausstieg aus der Kernenergie nach Fukushima sei keine einsame Entscheidung der Kanzlerin gewesen: «Für die Kernenergie gab es schon lange keine gesellschaftliche Akzeptanz mehr.» Dasselbe gelte für die Abschaffung der Wehrpflicht, deren Beibehaltung die CDU zuvor stets gefordert hatte. «Die Wehrpflicht war nicht mehr zu halten», winkt Bosbach ab. Immer mehr junge Männer hätten sich gedrückt. «Im Verteidigungsministerium war das längst klar.» Und in der Flüchtlingspolitik ist die Kanzlerin klammheimlich auf die von ihm stets geforderte harte Linie eingeschwenkt.

Doch wie steht es mit dem autoritären Führungsstil, der Merkel nachgesagt wird und der sich erst kürzlich wieder bei der Vorstellung des CDU-Wahlprogramms manifestierte? Da mussten die ins Berliner «Café Einstein» zitierten Delegierten geduldig bis 22.30 Uhr warten, bis ihnen die Parteichefin das Ergebnis ihrer Überlegungen präsentierte. Gegenvor-

schläge seien möglich, teilte sie gönnerhaft mit. Vorausgesetzt, sie lägen schriftlich bis acht Uhr am nächsten Morgen vor.

Bosbach lächelt nachsichtig. «Zu einer autoritären Führung gehören immer zwei», erläutert er. «Einer, der autoritär führt, und einer, der sich autoritär führen lässt. Die Partei ist eben sehr gutmütig.» Nur an einen einzigen «Mini-Aufstand» gegen die Chefin könne er sich erinnern. An einem Parteitag stürmten die hungrigen Delegierten das Büffet, bevor es der Vorstand genehmigt hatte.

Insgesamt 630 Abgeordnete sitzen im Deutschen Bundestag. Die meisten von ihnen haben keine Funktion und sind bestenfalls ihren Wählern daheim im Wahlkreis bekannt. Letzteres trifft auf Bosbach in besonderem Masse zu. Sechsmal hintereinander hat er das Mandat direkt und nicht über die Landesliste erobert, er ist der Lokalmatador. «Der gehört hier zum Inventar», sagt die Marktfrau in Bergisch Gladbach. «Der war schon immer hier», ergänzt eine Kundin. Es klingt, als ob sie über eine alte Kommode sprächen, an die man sich gewöhnt hat, auch wenn sie einem nicht mehr wirklich gefällt. Am 24. September wird sie ausgetauscht: Bosbach kandidiert nicht mehr.

Ein wenig sonnen sich Bosbachs Wähler in seinem nationalen Ruhm. Wie sehr er ihn selbst geniesst, kann er schlecht verbergen. «Sicher, man ist wohl schon ein Promi, wenn man auf der Strasse um Autogramme gebeten wird», meint er mit selbstzufriedenem Lächeln. «Die Leute sprechen mich sogar in Österreich und Südtirol an.» Er macht eine kurze Pause für den grösseren Effekt: «Einheimische, keine Deutschen.»

Im Ruhestand will Bosbach vor allem viel reisen: «Es gibt so viel von der Welt, das ich noch nicht gesehen habe.» Dennoch werden Fernsehzuschauer wohl nicht auf ihn verzichten müssen. Zu gross ist die Droge Öffentlichkeit für einen Mann, der einst für seine kleinen Töchter aus einem Karton einen Fernsehapparat gebastelt haben soll. Nicht für ein Puppenspiel. Sie sollten TV-Interview spielen. Mit Papa. ○



Bei «Maischberger» am 12. Juli.

Zoff im Hause Lee

Mit harter Hand hat Staatsgründer Lee Kuan Yew Singapur von einem malariaverseuchten Dschungelneest in die Schweiz Südostasiens verwandelt. Nun gerät der Tigerstaat durch eine Familienfehde aus dem Tritt. Im Zentrum davon steht ein Anwesen an Singapurs Oxley Road. Von Sophie Mühlmann

In Asiens blitzsauberem Inselstaat Singapur herrscht dicke Luft. Premierminister Lee Hsien Loong wird öffentlich angegriffen: Machtgierig sei er und missbrauche seine Position für eigene Zwecke. Und diese Beschuldigungen stammen nicht etwa von politischen Gegnern oder aufgebracht den Bürgern, es sind seine eigenen Geschwister, die den Regierungschef anprangern. Das gab es noch nie in diesem untadeligen Erfolgsmodell-Staat in Südostasien, wo die Volksgruppen und Religionen friedlich miteinander leben, wo es keine Slums gibt und das höchste Pro-Kopf-Einkommen in ganz Asien verzeichnet wird.

Alles dreht sich um ein Haus: ein weisses Kolonialgebäude mit rotem Ziegeldach und acht Zimmern, das Ende des 19. Jahrhunderts von einem jüdischen Händler in Singapur erbaut wurde. Diese Immobilie in der Oxley Road Nummer 38 droht die Fassade der Harmonie in Asiens winzigem Tigerstaat zu sprengen.

Es gibt weitaus prachtvollere Anwesen in diesem reichsten Staat der Erde, protzigere, teurere. Aber «38 Oxley Road» ist nicht irgendein Haus: Hier im Esszimmer im Erdgeschoss hat Staatsgründer Lee Kuan Yew einst seine People's Action Party (PAP) gegründet, jene Partei, die Singapur seit seiner Gründung bis heute regiert. Hier hat der beliebte Landesvater von 1945 bis zu seinem Tod im März 2015 gelebt. Und nun streiten seine Kinder erbittert und öffentlich um die Zukunft dieser Mauern. Die alte Villa ist zum Symbol geworden, zur Seele Singapurs – mit all ihren Brüchen.

Lee Kuan Yew hatte den Stadtstaat hundert Kilometer nördlich des Äquators fast im Alleingang zu dem gemacht, was er heute ist: eines der reichsten Länder Asiens, die Schweiz des Ostens – sauber und sicher. Mit harter Hand hat Lee Kuan Yew die kleine Insel am südlichen Zipfel von Malaysia in nur einer Generation von einem malariaverseuchten Dschungelneest in eine boomende Metropole verwandelt, von einem Drittweltland, ärmer als Mexiko, in ein Juwel der Weltwirtschaft – und die teuerste Stadt der Welt.

«Schaut zum Horizont», hatte Lee Kuan Yew einmal gesagt, «findet den Regenbogen und reitet ihn. Nicht alle werden reich sein; ein paar

werden eine Goldader finden, aber alle, die diesen Regenbogen verfolgen, werden einen fröhlichen und beglückenden Ritt erleben und einigen Profit machen.» Dies war seine Philosophie für Singapur und die Menschen hier: «Gebt euch Mühe, und wer es sich verdient, der streicht den Gewinn ein.»

Konfuzianische Grundsätze

Mit dieser Philosophie hat Lee Kuan Yew Singapur in die Unabhängigkeit und zum wirtschaftlichen Erfolg geführt. Er regierte seinen Mini-staat streng nach konfuzianischen Grundsätzen: eine stark gelenkte Gesellschaft mit der Familie als Fundament, deren Regierung sich hohen moralischen Standards verschrieben hat, die Bildung fördert und die Besten belohnt. Eine Meritokratie, wie sie im Buche steht.

Für die Bürger Singapurs, das zeigte sich an den überwältigenden Trauerbekundungen nach seinem Tod, war Lee senior wie ein strenger Vater. Der «alte Mann» war geliebt und geachtet wie ein Kaiser. Gefürchtet auch und wie eine Mauer für seine Gegner, gegen die sie anrennen konnten, soviel sie wollten, ohne je daran vorbeizukommen. Sein kleiner Modellstaat kannte nie innenpolitischen Aufruhr, aber die höchste Millionärsdichte. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen liegt bei fast 53 000 Euro im Jahr – damit steht Singapur nur acht Plätze hinter der Schweiz im weltweiten Ländervergleich. Der Preis dafür: Es gibt hier nicht mehr als höchstens ein bisschen Demokratie. Kritiker seines autoritären Führungsstils wies er stets eloquent in ihre Schranken:

«Die Menschen wollen wirtschaftliche Entwicklung, zuerst und vor allem. Machen Sie eine Umfrage unter irgendwelchen Leuten. Was wollen die? Das Recht, einen Leitartikel zu schreiben?» Er erzählte immer gern, was man in Singapur unter Sozialstaat versteht: «Erziehung, Wohnungsbau, Gesundheit. Genau in dieser Reihenfolge.»

Für andere Meinungen hatte Lee Kuan Yew stets wenig Geduld. Er bremste Widersacher durch die Macht der Gesetze aus – seiner Gesetze. Von Menschenrechtsgruppen wurde er beschuldigt, die politischen Freiheiten einzuschränken und seine Gegner durch willkürliche

Rechtsprozesse einzuschüchtern und in den Bankrott zu treiben.

1954 hatte Lee Kuan Yew die People's Action Party (PAP) gegründet, die bis heute in Singapur regiert. Er trat zwar 1990 aus freien Stücken zurück, um für die nachfolgende Generation die Bühne zu räumen, doch zog er fortan als «Senior Minister» und anschliessend als «Minister Mentor» im Hintergrund die Fäden – Titel, die eigens für ihn geschaffen worden waren. Seit dreizehn Jahren ist nun sein ältester Sohn Lee Hsien Loong Premierminister – aber nicht, so wird in Singapur immer wieder betont, wegen seiner Herkunft, sondern weil er es sich hart erarbeitet hat. In Singapurs Meritokratie kommt derjenige ans Ziel, der es sich verdient. So funktionierte das System bisher – bevor die Geschwister von Lee junior den Streit vom Zaun brachen und das Selbstverständnis der Singapurer damit ins Wanken brachten.

Ihr Vater hatte noch zu Lebzeiten verfügt, das Haus an der Oxley Road nach seinem Tode und dem Auszug seiner Tochter niederzureissen. Er möge keine Monumente, am wenigsten von sich selbst. Doch Premier Lee Hsien Loong, so wettern sein Bruder und seine Schwester, wolle diesen letzten Willen ignorieren und politisches Kapital aus dem Haus schlagen.

Kein links und kein rechts

Bruder Lee Hsien Yang, der Chef von Singapurs ziviler Luftfahrtbehörde, und seine Schwester Lee Wei Ling, eine Neurochirurgin, haben gar einen offenen Brief auf Facebook veröffentlicht – unerhört im zur politischen Zensur neigenden Singapur. Ihr grosser Bruder schlachte das Vermächtnis des Vaters für seine eigene Karriere aus, er missbrauche seine Macht und wolle zusammen mit seiner Gattin den Sohn Li Hongyi zum Nachfolger an der Staatsspitze machen. Sie beide «haben kein Vertrauen mehr in Premierminister Lee Hsien Loong», mehr noch: Sie «sorgen sich um die Zukunft Singapurs».

Die Singapurer verfolgen den Zwist mit zunehmender Verwirrung. Sie sind offene Kritik an den Mächtigen nicht gewohnt. Seit je wurde ein jeder, der die Regierung in Frage stellte, mit teuren Verleumdungs- und Schadensersatzklagen kaltgestellt. Und die ehrwürdige Familie Lee stand sowieso über allem. Dass die sich jetzt von innen aushöhlt, ist für die Menschen in dem Stadtstaat unbegreiflich und schwer verunsichernd. Der ganze öffentliche Zank sei «extrem schädlich für Singapur», warnte bereits der Kolumnist Han Fook Kwang



Lee-Villa an der Oxley Road.

«Am Ende des Tages sind wir Geschwister und die Kinder unserer Eltern.»



«Schaut zum Horizont»: Stadtstaat Singapur.



«Beglückender Ritt»: Lee Kuan Yew.



«Absurd»: Lee Hsien Loong.



Zukunftssorgen: Lee Hsien Yang.



Brief auf Facebook: Lee Wei Ling.

in der Tageszeitung *The Straits Times*. Und so wird aus der Familienfehde eine waschechte Staatsaffäre. Die Bürger Singapurs stellen ihre Regierung in der Regel nicht in Frage. Das haben sie nie gelernt. Die Regierung kümmert sich um sie, hat alles im Griff: die Wirtschaft, die nationale Sicherheit, den sozialen Wohnungsbau, die Gesundheitsvorsorge – jeden Aspekt des Lebens, alles regeln die da oben. Und die Singapurer fühlen sich in guten, festen Händen.

Natürlich gab es in der Vergangenheit – wie in jedem Land – den einen oder anderen politischen Skandal: Abgeordnete mit ausserehelichen Liebesaffären, moralische Fehlritte, hochrangige Beamte unter Korruptionsvorwürfen. Doch solche Ärgernisse wurden stets mit rücksichtsloser Effizienz im Keim erstickt, man tauschte die Politiker ohne Federlesens aus und ging zur Tagesordnung über.

Öffentliche Debatten gibt es so gut wie nie. Denn in Singapur haben sie keine Geschichte. Es gibt keine sich wild widersprechenden politischen Gegenmeinungen, kein links und rechts, keine hitzigen Widersprüche zwischen Konservativen oder Liberalen, Kapitalisten oder Sozialisten. Nicht umsonst hat nur eine Partei seit der Staatsgründung regiert. Also hat nie eine Opposition deren Programme hinter-

fragt oder gar umgeworfen. Das ganze Land glaubt, geprägt von Staatsvater Lee Kuan Yew, an Pragmatismus und Meritokratie.

Und es hat sich für die Bewohner bisher gelohnt: Singapur bietet Top-Gehälter und einen hohen Lebensstandard, Sicherheit und Komfort. Von den meisten kleinen Leuten auf der Straße bis hin zu den Reichen und Mächtigen in dem Inselstaat wurde das System bisher als Win-win-Situation verstanden. Und deshalb, so glauben manche Analysten, werde die politische Unsicherheit wieder vorbeigehen. So hält der Soziologieprofessor Chua Beng Huat von der National University of Singapore die Krise für nichts anderes als einen Familienzwist. «Es geht auf peinliche Weise niemanden etwas an.»

Andererseits sehen hier doch erste Hinweise, dass die Ära der Lees sich ihrem Ende nähern könnte. Catherine Lim zum Beispiel, eine politische Kommentatorin, glaubt, dass die People's Action Party die Singapurer bereits auf eine neue Führungsriege vorbereitet.

Premier Lee Hsien Loong nannte die Vorwürfe seiner Geschwister «absurd». Dennoch bat er die Bevölkerung per Videobotschaft um Verzeihung. Und er stellte sich am 3. Juli dem Parlament und gab dort eine 35-seitige Erklärung ab, in der er die Vorwürfe zurückwies.

Im Zuge der Fehde haben manche dem Premier Lee Hsien Loong nahegelegt, den alten Singapur-Weg zu gehen, den bewährten Umgang mit Problemen: «Verklage deinen Bruder und deine Schwester!» Er habe ernsthaft darüber nachgedacht, gab er vor dem Parlament zu. Doch dann habe er diese Lösung verworfen. Unter normalen Bedingungen, «eigentlich unter jeder nur vorstellbaren Bedingung hätte ich sofort geklagt». Aber den eigenen Bruder und die eigene Schwester vor Gericht zu zerren, würde den Namen seiner Eltern weiter besudeln. «Am Ende des Tages sind wir Geschwister und die Kinder unserer Eltern.»

Er habe sich daran erinnert, was sein Vater zu ihm sagte, als er etwa dreizehn war, berichtete Premier Lee Hsien Loong vor den Abgeordneten und dem Volk. «Er sagte: <Wenn mir irgendetwas passiert, kümmere dich bitte um deine Mutter und deine jüngeren Geschwister.>» Sein Vater habe ein langes und erfülltes Leben geführt, und er selbst hätte nach dem Tod seiner Eltern niemals erwartet, dass diese Spannungen mit solch heftigen Konsequenzen und nach so vielen Jahren ausbrechen würden. «Ich hoffe, dass diese Leidenschaften sich eines Tages legen und dass wir damit beginnen können, uns zu versöhnen.» ○



Trumps Woche

Wundersam

Gesundheitsreform tot geboren.
Beef für China und steiler
Rückgang von illegalen Einreisen.

Der Effort des US-Senats, Obamacare zu ersetzen, mag auf der Treppe des Capitols gestorben sein, doch Präsident Trump bleibt optimistisch. *realdonaldtrump* twitterte am Dienstagmorgen: «Ich habe immer gesagt: Lasst Obamacare scheitern, dann kommen wir zusammen und schmieden einen grossartigen Gesundheitsfürsorgeplan. Bleibt auf Sendung!»

Mindestens vier republikanische Senatoren haben angekündigt, dass sie gegen den Senatsvorschlag stimmen werden, wodurch das nötige Quorum von fünfzig Stimmen um zwei Stimmen verfehlt würde. Die Demokraten sind geschlossen gegen das neue Gesetz.

Dafür bekunden die amerikanischen Gewerbler ihre Liebe zu Trump. Im *east room* des Weissen Hauses lancierte der Präsident, mit Stetson-Cowboyhut auf dem Kopf, am Montag seine «Made in America»-Kampagne. Trump sagte der Versammlung von Gewerbetreibenden aus allen fünfzig Staaten, dass der Chef von Omaha Beef «mich umarmte, er wollte mich von oben bis unten abschmatzen» vor lauter Dankbarkeit über den neuen Export-Deal der Regierung mit China für amerikanisches Rindfleisch. Der Präsident hatte im Wahlkampf versprochen, amerikanischen Arbeitern und Industriellen neue Märkte und Arbeitsplätze zu erschliessen.

Vom Fleisch zum Volk. Die *Associated Press* vermeldet, dass trotz Trumps harschen Worten über Immigration und trotz dem Einreisemoratorium für sechs Länder die Einreise von Ausländern nach Amerika und die Einkünfte durch Reisende im Vergleich zum letzten Jahr gestiegen seien. Statt eines «Trump-Dämpfers» bestätigt die Reiseindustrie eine «Trump-Hausse».

Derweil hat die illegale Einreise markant abgenommen. Der Rückgang sei «nichts weniger als wundersam», sagte der Präsident des Rats des Nationalen Grenzschutzes, Brandon Judd. Judd machte die kräftige Rhetorik über illegale Immigration des Präsidenten dafür verantwortlich. «Wir haben noch nie einen solchen Rückgang erlebt wie heuer.»

«So ist Politik»

Kein Hochverrat, kein Verbrechen: Wer glaubt, Donald Trump Jr. habe durch sein Treffen mit einer russischen Anwältin seinen Clan endlich ans Messer geliefert, muss über die Bücher. Von Urs Gehrig



Wo ist die «rauchende Pistole»? Präsidentensohn Donald Trump Jr.

Kaum hatte Donald Trump Jr. den E-Mail-Verkehr über ein Treffen mit einer russischen Anwältin veröffentlicht, ertönte im Lager der Trump-Jäger ein «Heirassa!». Lange hatte man nach ihr gesucht, nun schien sie aufgetaucht, die ersehnte *smoking gun*.

Der Begriff stammt von Sherlock Holmes aka Arthur Conan Doyle. In der Kurzgeschichte «The Adventure of the Gloria Scott» von 1893 wird ein Mörder in flagranti gestellt: «Der Kaplan stand da mit einer rauchenden Pistole in seiner Hand.» Seit dem Watergate-Skandal kehrt die *smoking gun* als Metapher für den schlagenden Beweis eines Fehlverhaltens regelmässig in den Medien wieder. Im aktuellen Fall, so geben sich Trump-Gegner überzeugt, sei der E-Mail-Verkehr ein Beleg, dass das Team Trump mit der russischen Regierung kooperiert habe, um Clintons Kandidatur zu versenken.

In der Tat enthält der E-Mail-Verkehr starken Tobak. Eine Frau mit angeblich engen Beziehungen zur russischen Regierung bietet «belastende Informationen» über Hillary Clinton an – offenbar direkt aus der russischen Chefküche. «I love it», antwortet der Junior heiter. Es folgt ein heimliches Treffen. Sohn Trump geht hin und nimmt gleich Schwager Kushner und Kampagnenchef Manafort mit.

«Gotcha!», jubilierte Nancy Pelosi, Wortführerin der Demokraten auf dem Capitol («Jetzt

haben wir dich!>). «Wir erleben eine Schändung der Demokratie, wie wir sie seit Watergate nicht gesehen haben.»

Für die Trumps ist die Sache mehr als peinlich. Hatte man doch ein halbes Jahr steif und fest behauptet, man habe nie von einem russischen Engagement gegen Hillary Clinton (und für Trump) gehört. Nun steht da schwarz auf weiss im Einladungs-E-Mail an Don Jr.: «Essind offensichtlich erstrangige und sensible Informationen und [sie sind] Bestandteil der Unterstützung Seiten Russlands und seiner Regierung für Mr Trump.»

Die Opposition spricht von «Verbrechen», von *treason* sogar, von Hochverrat. Was ist davon zu halten? Auf den US-Nachrichtensendern laufen Rechtsexperten Stafette – und lassen der Euphorie der Trump-Feinde rasch die Luft ab.

«Sehr enge Definition»

«Hochverrat ist ein bisschen weit hergeholt für diesen Sachverhalt», räsontiert Columbia-Rechtsprofessor Richard Briffault auf dem linken News-Kanal MSNBC vor den verblüfften Moderatoren. Von Hochverrat könne keine Rede sein, legt Staranwalt und Harvard-Law-School-Professor Alan Dershowitz nach. Er verweist auf die amerikanische Verfassung. «Unsere Verfassungsväter wählten absichtlich eine sehr enge Definition von Hochverrat:

Kriegsführung gegen die USA. Es ist undenkbar, dass jemand, der unsere Verfassung oder die amerikanische Geschichte kennt, behaupten könnte, dass ein Privatbürger Hochverrat begeht, wenn er Informationen über einen politischen Gegner sammelt.»

Konkret: Hat Donald Trump Jr. mit der Teilnahme an diesem Treffen irgendein Gesetz gebrochen? «Absolut nicht», ist Dershowitz überzeugt. «Es ist legal, Material zu verwenden, das illegal beschafft worden ist, solange man selbst nichts mit der illegalen Beschaffung zu tun hat. Bis zum jetzigen Zeitpunkt sehe ich keine rechtliche Gefahr für Trump Jr.»

Dershowitz, der 2016 für Hillary Clinton gestimmt hat und sich als liberal (links) bezeichnet, zeigt sich genervt über den Fanatismus der Trump-Gegner. «Als Bürgerrechtler, Strafrechtler und Linker bin ich schockiert, wie stark die Linken die bestehenden Rechte auszuweiten bereit sind.»

Seit der Wahl Donald Trumps zum 45. US-Präsidenten kursieren Gerüchte, er habe mit den Russen kooperiert, um Clinton zu besiegen. Das Schlüsselwort heisst *collusion* – Absprache. Ist mit dem Treffen dieser Tatbestand erfüllt? Können Mitglieder vom Team Trump wegen *collusion* juristisch belangt werden?

«*Collusion* ist eher ein politischer Begriff als ein Rechtsbegriff», sagt Rechtsprofessor Briffault. Dershowitz präzisiert: «*Collusion* ist kein Verbrechen, ausser man begeht damit eine strafbare Handlung.» Auf den aktuellen Fall bezogen, hiesse dies: Selbst wenn es eine Koordination mit Russen gegeben und Trump Jr. Informationen über Clinton erhalten hätte (was er bestreitet), wäre dies keine strafbare Handlung. «Das ist dasselbe, was die *Washington Post* und viele andere Zeitungen mit den gestohlenen Informationen von Snowden und Manning gemacht haben.»

«Schmutz» gegen einen Kandidaten zu sammeln, sei vom ersten Zusatzartikel zur US-Verfassung über die Meinungsfreiheit geschützt, egal, ob dies ein Kandidat oder eine Zeitung tue, präzisiert Dershowitz auf Nachfrage der *Weltwoche*. «Ein Verbrechen wäre es, wenn ein Kandidat oder eine Zeitung den Dieb aktiv dazu auffordern würde, Material illegal zu beschaffen.»

Bis jetzt hält Präsident Trump am Standpunkt fest, er selbst habe erst kürzlich von den E-Mails und dem Treffen erfahren. Was wäre, wenn sich herausstellen sollte, dass er schon letzten Sommer darüber im Bild gewesen war? Das würde seiner Glaubwürdigkeit schaden. Einmal mehr hätte er nicht die Wahrheit gesagt. In juristischer Hinsicht jedoch, hält Dershowitz fest, würde nichts an Trump haftenbleiben. «Mitwissen verletzt kein bestehendes Kriminalgesetz.»

«Die meisten Politiker wären zu einem Treffen gegangen, wie es Don Jr. getan hat, um Infos über einen Gegner zu erhalten», twitterte der Präsident am Montag: «So ist Politik!» ○



Brief aus ...

Siebenbürgen

Gerade noch rechtzeitig wirft der Fahrer das Lenkrad herum. Es ist Nacht, und auf der Strasse hoch in den Bergen des Karpatenzipfels liegt ein blutender Bär. Auf der anderen Spur ein zerbeultes Auto. Der Besitzer des Unfallautos ist unbeschadet davongekommen, er redet in sein Mobiltelefon. Es muss gerade passiert sein. «Schönes Tier, vielleicht zwei Jahre alt», schätzt der Fahrer, der den Bären mit Kennermiene betrachtet.

Begegnungen wie diese sind Alltag in Siebenbürgen. Die Region macht Rumänien zum bärenreichsten Land Europas, wenn man von Russland absieht. Wie viele es sind, weiss niemand so genau, die aktuellsten Schätzungen gehen von 7000 bis 7500 Tieren aus, die da durch die Wälder der Karpaten streifen. Rumäniens einstiger Diktator Nicolae Ceausescu inszenierte sich einst als grosser Bärenjäger, nach der Wende wurden die Tiere zur Touristenattraktion – für Jäger wie für Fotografen. 2016 wurde die Jagd allerdings verboten – obwohl die Population beständig gewachsen war. So sehr, dass die Bären nun zu stören beginnen.

Es sind nicht nur Verkehrsunfälle. Landwirt Attila Zsido wurde am 24. Juni gegen ein Uhr morgens von einem seiner Angestellten geweckt: Die Schweine im Stall seien unruhig. Als die beiden Männer nachsahen, fanden sie hinter dem Stall einen Bären, der gerade eine Zwei-Zentner-Sau zerfleischt. Zuvor hatte er zwei kleinere gerissen und gefressen.

Allein im Frühjahr 2017 haben Bären nur im kleinen, vorwiegend von Ungarn bevölkerten Bezirk Háromszék elf Bienenstöcke zerstört, 62 Schafe und sechs Rinder gerissen sowie zwei Ziegen und ein Pferd. Immer wieder kommt es zu Begegnungen zwischen Mensch und Bär, sogar – wie zuletzt am 26. Juni – am Rand der Bezirkshauptstadt

Sfantu Gheorghe (ungarisch: Sepsiszentgyörgy, deutsch: St. Georgen), als zwei Jogger plötzlich sehr viel schneller rennen mussten, weil ein Bär auf sie losging. Angeblich soll man in solchen Fällen pfeifen, dann trolle sich das Tier davon. Hier aber half es wenig.

Am 27. Juni schaffte es ein Hirte gerade noch, im Dorf Bikfalva vor einem ihn angreifenden Bären über den Zaun eines Bauernhauses zu springen. Er wurde dennoch leicht verletzt, der Bär riss danach zwei Ziegen. Der jüngste Angriff erfolgte am 7. Juli, als ein Muttertier einen Pilzsammler attackierte, wohl um ihre beiden Jungen zu schützen. Der Mann musste wegen mehrerer Fleischwunden im Krankenhaus behandelt werden.

Seit langem fordern die örtlichen Behörden eine Lösung des Problems von der Zentralregierung. Aber nichts passierte. Nun demonstrierten rund 500 Bürgermeister und Vertreter von Jäger- und Landwirtschaftsvereinen in Bukarest gegen die Bärenplage. Ergebnis: 175 Bären (von mehr als 6600) dürfen demnächst landesweit geschossen werden. Wie



Bekanntes Problembär.

viele davon auf die geplagten Regionen im Karpatenzipfel entfallen, ist noch nicht klar. Die Regionalverwaltung will vor allem «zehn bis zwölf bekannte Problembären» aus dem Verkehr ziehen – Bären, die sich daran gewöhnt haben, in der Nähe von Siedlungen nach Nahrung zu suchen. Denn einerseits gibt es in der freien Natur für so viele Tiere nicht genug Beute, andererseits werden sie in manchen Gemeinden gefüttert, um Touristen anzulocken.

Bleibt die Frage, wer die Tiere schiessen soll. Die Regierung scheint an die Gendarmerie zu denken, die Jägervereine wollen es lieber selber machen und verweisen auf ihre Fachkompetenz. Da mag auch ein gewisses Eigeninteresse am Werk sein – um einen Bären zu schiessen, sind ausländische Jäger bereit, sehr viel Geld zu zahlen.

Boris Kálnoky

«Viel Glück damit in der Schweiz!»

Sein Wirtschaftsblog «Marginal Revolution» hat höchste Einschaltquoten, für Bloomberg ist er «Amerikas angesagtester Ökonom». Was denkt Tyler Cowen über die Selbstgefälligkeit des Westens, über Trumps Wirtschaftsprogramm und die digitale Revolution? *Von Florian Schwab*

Professor Tyler Cowen bewegt sich in der akademischen Welt der George Mason University ebenso sicher wie in der Öffentlichkeit. Mit Vorliebe stürzt sich der Bestseller-Autor («The Great Stagnation») in kontroverse Debatten. Wir treffen ihn am sogenannten Sommer-Davos, dem «Annual Meeting of the New Champions» des World Economic Forum in der chinesischen Küstenstadt Dalian.

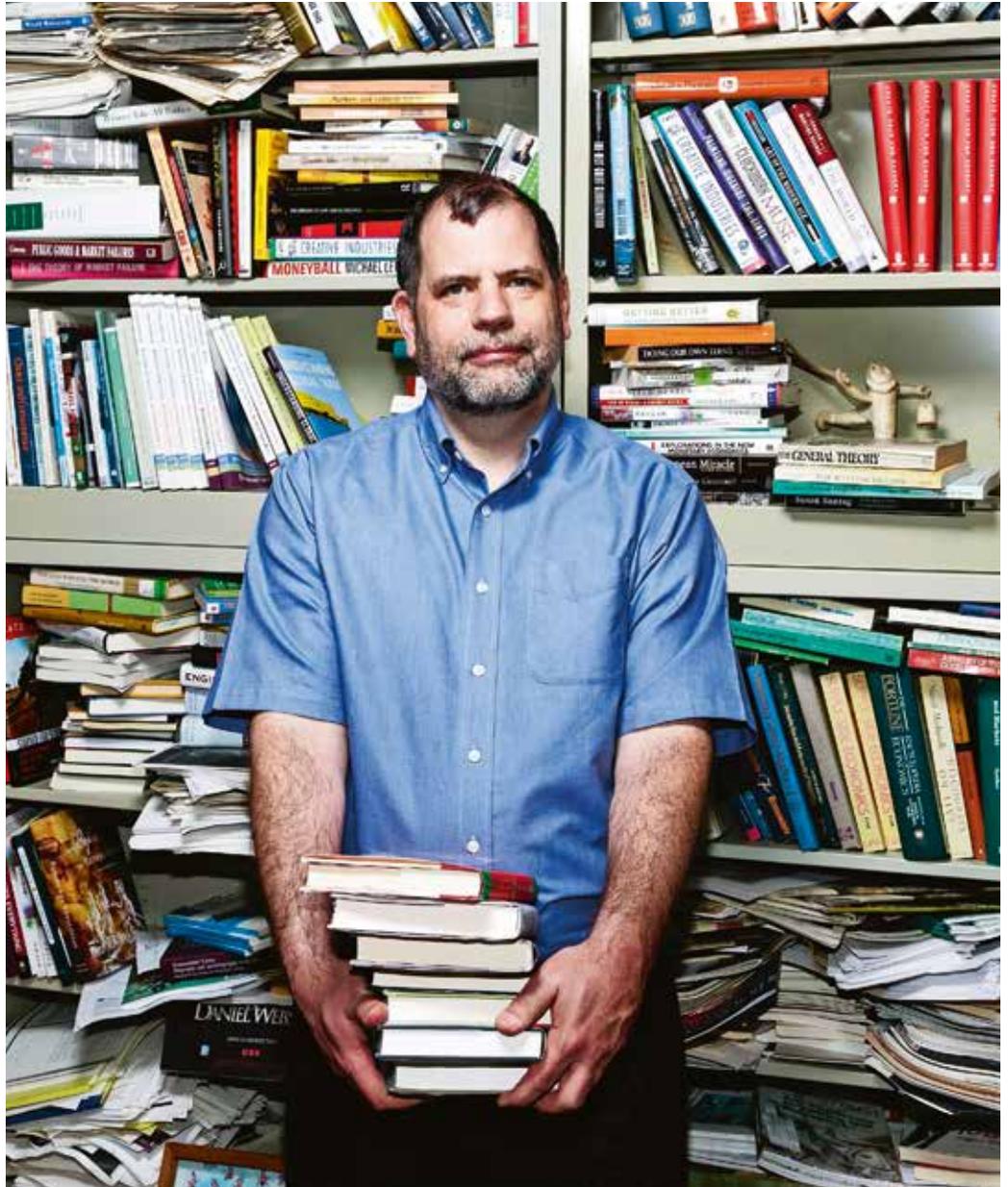
Anders als die meisten Teilnehmer ist Cowen nicht nur für die Konferenz in die moderne Tourismus-Metropole gekommen. Der US-amerikanische Ökonom befindet sich auf einer dreiwöchigen Reise durch das Land, während der er auch die ärmsten Regionen besucht. Cowen ist ein in der Realität geerdeter, nüchterner Rechner und Beobachter. Während die versammelte Businesswelt über eine «zweite industrielle Revolution» und die epochalen Umwälzungen der Digitalisierung spricht, hält er dagegen.

Professor Cowen, seit Jahren wird die Ablösung menschlicher Arbeitskraft durch künstliche Intelligenz beschworen.

Bis jetzt ist das ein Randphänomen. Die Entwicklung läuft langsamer, als man meint. Man kann die künstliche Intelligenz ja nicht einfach einschalten. Überall gibt es Probleme, die mit viel Aufwand und Improvisation einzeln gelöst werden müssen. Die Zahl der Leute, die das machen können, ist nicht so gross, und das Wissen in dem Bereich hat eine kurze Halbwertszeit. Das Arbeitsangebot hält nur mühsam mit der wissenschaftlichen Avantgarde Schritt. Über die nächsten zehn Jahre werden wir nur moderate Produktivitätsfortschritte sehen. Sogar Dinge wie selbstfahrende Autos sind weiter weg, als die Leute denken. Beispielsweise können sie bislang nicht auf Schnee fahren. Viel Glück damit in der Schweiz!

Warum hat die Digitalisierung bislang nicht so grosse Fortschritte bei der Produktivität gebracht?

Man vergisst leicht, dass die gesamtwirtschaftliche Produktion, also das Bruttoinlandprodukt (BIP), ein riesiger Berg an Gütern und Dienstleistungen ist. Diesen zu bewegen, ist sehr schwierig. Den Medienhype um die Segnungen der Digitalisierung – 3-D-Drucker, die Sharing Economy, künstliche Intelligenz – muss



«Es macht einen nervös»: Wirtschaftswissenschaftler Cowen.

man jeweils durch fünf teilen, dann stimmt die Grössenordnung.

Kritiker sagen, das BIP bilde die Segnungen durch Smartphones, Internet et cetera. nur unzureichend ab. Es sei kein zuverlässiges Mass für den Wohlstand.

Die meisten Dinge fliessen ja ins BIP ein. Wenn Sie Smartphones verkaufen, ist das im BIP. Wenn das Smartphone Ihr Geschäft produktiver macht – was es tut –, widerspiegelt sich das im BIP. Die nicht gemessene Komponente bezieht sich im Wesentlichen auf die Freizeit. Und ich bin durchaus auch der Meinung, dass unsere Freizeit

vielfältiger geworden ist. Aber letzten Endes können Sie Ihre Rechnungen nicht mit Zufriedenheit zahlen, Sie brauchen echtes Geld.

Also ist das BIP für die Wohlfahrt auf absehbare Zeit schon die richtige Kennzahl.

Für die Wohlfahrt vielleicht nicht, aber es ist ein zuverlässiger Indikator für die Wirtschaftsentwicklung. Es ist populär geworden, das BIP ins Lächerliche zu ziehen, aber seine Aussagekraft ist sehr real. Natürlich sagt es nichts darüber aus, ob Ihre Ehe glücklich ist oder ob Ihre Kinder Sie lieben – das ist Wohlbefinden oder Wohlfahrt.

Ihr Punkt ist: Wir leben in einer viel traditionelleren Wirtschaft, als das die ganzen Tech-Gurus wahrhaben wollen.

Ja. Schauen Sie doch, was die meisten Leute heute arbeiten: Sie verkaufen Dinge im Detailhandel, oder sie sind im Bau tätig. Die Produktivität in diesen Bereichen nimmt nicht stark zu, die Löhne sind auch nicht spektakulär. Das ist ja okay. Aber es hat mit den ganzen Berichten über tolle neue Technologien relativ wenig zu tun. Ich sage nicht, dass das nicht kommt. Nach und nach wird man die ganzen Probleme in den Griff bekommen. Dann müssen die Gesetze und Regulierungen koordiniert angepasst werden. In Europa müssen alle Länder das umsetzen. Wir sprechen hier sicher nicht von einem Zeitraum von fünf Jahren.

In Ihrem neuesten Buch diagnostizieren Sie eine «Complacent Class» in den USA: Es ist eine selbstgefällige Klasse entstanden, die nichts mehr unternimmt oder riskiert, die Wandel und Fortschritt ablehnt. Gibt es das auch anderswo?

Aber natürlich! In Japan und Westeuropa. Fast alle Länder der Ersten Welt sind selbstzufrieden geworden und scheuen jede Art von Risiko. Wir haben die Fähigkeit verloren, uns eine Zukunft vorzustellen, die von der Gegenwart abweicht.

Hier in China ist es anders.

Komplett! Die Leute riskieren viel mehr. Das bedeutet mehr Leiden, Schmerz, Stress, Umweltverschmutzung. Ich würde nicht tauschen wollen, aber ein bisschen von dieser Mentalität könnten wir auch in den USA wieder brauchen. Die Schweiz ist das am wenigsten selbstzufriedene Land in Europa, meines Erachtens!

Da wäre ich nicht so sicher. Die Schweizer Staatsquote bewegt sich in Richtung 50 Prozent, auf Kosten des privaten Unternehmertums.

Aber politisch werden die Leute aktiv, wenn sie mit den Resultaten unzufrieden sind. Das passiert anderswo kaum. Das macht die Schweiz besonders.

Sie sind nicht zum ersten Mal in China. Was hat sie auf dieser Reise überrascht?

Ich bereiste den Nordosten, also jenen Teil Chinas, der ökonomisch insgesamt im Abschwung begriffen ist und der niemals wirklich in der Moderne angekommen ist. Dieses China zu sehen, wo es keine Läden für Luxusgüter gibt und keine tollen neuen Gebäude, das ist das alte China. Es fühlt sich ein wenig an wie eine Zeitreise nach Südkorea in den frühen Achtzigern.

Wo steht China wirtschaftlich?

Ich bin besorgt. Die Schulden sind extrem hoch, und die Wachstumsrate geht zurück. Man spricht darüber, die Verschuldung abzubauen, aber man tut es nicht. Es ist schwer abzusehen, wie das enden wird.

Seit mindestens fünf Jahren sagt man, das Land stehe vor einer Rezession.

Mit Recht. China investiert Jahr für Jahr fast die Hälfte des BIP. Man würde meinen, es sei unmöglich, jedes Jahr solche Ausgaben zu schultern und doch weiterzuwachsen. Seit 2000 hat sich die Staatsschuld von 2 Billionen US-Dollar auf 28 Billionen erhöht – und selbst diese Zahl ist mit Vorsicht zu genießen. China muss jedes Jahr mehr Geld aufnehmen, um das benötigte Wirtschaftswachstum zu erreichen. Das meiste sind Inlandschulden; so gibt es vielleicht einen Ausweg, indem man einen Teil abschreibt, und einen anderen, indem man sich aus der Druckerpresse bedient und einfach weiter aufs Gas drückt. Aber trotzdem, es macht einen nervös.

Warum geht es bislang auf?

Viele der grossen Unternehmen, besonders im Finanzsektor, gehören der Regierung oder werden zumindest indirekt durch diese kontrolliert. Also drücken die Banken die Geldmenge immer in die Wirtschaft hinein. Unternehmen werden vielfach davon abgehalten, Leute zu entlassen, und es gibt

«Letzten Endes können Sie Ihre Rechnungen nicht mit Zufriedenheit zahlen.»

eine Art indirekte Fiskalpolitik. Das mag falsche Investitionen fördern und die Qualität des BIP senken, aber es verhindert Arbeitslosigkeit.

Das klingt nach etwas, woran auch Wirtschaftspolitiker in Europa Freude haben könnten.

Nur China kann China sein. Westeuropa oder die USA sind bei den Staatsausgaben viel näher am Limit. Vielleicht noch nicht ganz am Maximum, aber viel Luft nach oben besteht nicht mehr. Das ist der Unterschied.

Wie zuversichtlich sind Sie für die US-Wirtschaft in den nächsten drei bis vier Jahren?

Das Produktivitätswachstum ist immer noch tief, und mir bereiten die politischen Risiken Sorgen. Aber insgesamt haben wir nicht so viele Probleme, und man sollte verhalten optimistisch sein.

Hat die Trump-Regierung die richtige wirtschaftspolitische Orientierung?

Es fehlt an Kohärenz im Weissen Haus und in der Trump-Administration. Gleichzeitig sind drei oder vier parallele Regierungsprogramme am Werk. Im Durchschnitt sind ihre Ideen wohl besser als jene in einer Clinton-Regierung, aber einer Clinton-Administration gäbe es eine gewisse Kohärenz in der Governance, in den Abläufen und im Augenmass. Davon sehen wir momentan überhaupt nichts.

Welche Rolle spielt eigentlich das Internet bei der Entstehung der «Complacent Class»?

Es hat die Entwicklung viel schlimmer gemacht. Sie können daheim auf Ihrem Stuhl sitzen und Spass haben mit Ihrem iPad oder iPhone. Amazon bringt Ihre Pakete, Netflix unterhält Sie. Das ist toll, aber gleichzeitig haben wir die Motivation verloren, unsere reale, physische Welt zu verbessern, dynamisch zu sein, grosse Dinge zu wagen.

Welchen Umgang sollten Eltern ihren Kindern beibringen?

Das hängt vom Kind ab. Bei den meisten ist es wohl keine schlechte Idee, die Online-Zeit zu beschränken und ihnen stattdessen Abenteuerlust einzuhauchen, Träume zu wecken, sie dazu zu bringen, echte Bücher zu lesen, sie rausbringen, in Kontakt mit brillanten Leuten. Also, sie zuerst in der realen Welt zu verwurzeln.

Durch das Internet, so Ihre Diagnose, ziehen die Leute weniger um. Was ist schlecht daran?

In den USA sind die Arbeitsmärkte viel weniger flexibel als früher. Wer arbeitslos ist, bekundet Mühe, wieder einen Job zu finden. Das geht teilweise auf das Konto des Internets: Es ist nicht mehr so schlimm, arbeitslos zu sein. Man kann trotzdem Spass haben. Die wichtigste Suchkategorie von Arbeitslosen im Internet sind pornografische Inhalte, keine Stellenportale. Aber das Internet ist nicht der Hauptgrund. Es gibt schlicht nicht viele Orte, wo man hinziehen könnte und eine Chance bekommt. Wenn Sie ins Silicon Valley wollen, müssen Sie extrem qualifiziert sein. Die Mieten sind äusserst hoch.

Welche Perspektive sehen Sie für die vernachlässigten Gebiete zwischen den beiden Küsten, dort wo sich die Wahl für Trump entschieden hat?

Jeder dieser Staaten ist sehr verschieden. Aber insgesamt sind die Trump-Unterstützer rückwärtsgerichtet. Der Slogan «Make America Great Again» bezieht sich auf die Vergangenheit. Wenn Trump über Infrastruktur spricht, geht es nicht um etwas Aufregendes wie Hightech. Es geht um «Brücken und Strassen». Das ist ja keine schlechte Idee, aber nicht sehr inspirierend.

Haben Sie eine bessere?

Die amerikanische Ausbildung wiederbeleben und aktualisieren! Es muss einfacher werden, nach San Francisco oder New York zu ziehen. Mehr investieren, damit die Leute in den Städten Fuss fassen können. Wir müssen ein weniger politisch korrektes, aber wirtschaftlich und gesellschaftlich besser integriertes Land gestalten, mit stärkeren Garantien für die freie Meinungsäusserung. Und Deregulierung! ○



Findet sie noch ihr privates Glück? Daenerys Targaryen (Emilia Clarke) in «Game of Thrones».



Ikone der Woche

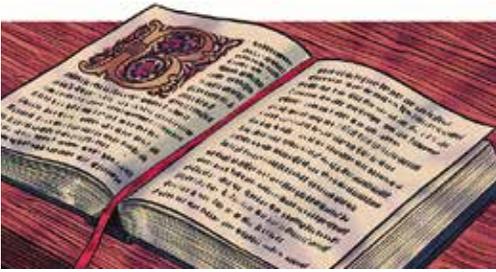
Daenerys Targaryen

Von Claudia Schumacher

Ich möchte nach Hause gehen», sagte Daenerys Targaryen mit ihrem zarten, seelenstarken Blick bereits in Staffel 1, Folge 1 der Kultserie «Game of Thrones» («GoT») – und schon waren wir Wachs in ihren Händen. Nun, zu Beginn der siebten und letzten Staffel, hat sie es geschafft. Sie kehrt zurück nach Dragonstone, in den Palast ihrer Ahnen – und die Fangemeinde, die sie nur «Dany» nennt, ist aus dem Häuschen, als hätte ein Familienmitglied oder eine Freundin aus dem echten Leben ein Grossereignis zu feiern. Zwar sind alle «GoT»-Charaktere, die überleben konnten (die Autoren der Serie nehmen den Leitsatz «Kill your darlings» sehr ernst), zu Ikonen der Popkultur gereift. Doch keine andere Figur hat eine so spannende Entwicklung durchgemacht wie Dany. «Das ist mein Baby und ich bin stolz», schrieb eine der unzähligen Twitter-Nutzerinnen, die ihre Gefühle nach der Ausstrahlung der neuen Folge kundtun mussten; mit dem Ehrentitel «Queen of Boss Babes» drückte eine andere ihre Verehrung für die blassblonde Serienfigur aus. Was ist es, das Frauen an der Drachenkönigin so stark zum Mitfiebern und zur Identifikation reizt?

Der Macht gewachsen

«Die Leute würden einen Dreck auf Daenerys geben, wenn man sie nicht leiden sehen würde», meint die dreissigjährige britische Schauspielerin Emilia Clarke, welche sie verkörpert. Und leiden haben wir sie sehen, schliesslich war sie nicht immer die Frau, die durchs Feuer gehen kann und nach deren Pfeife zwei gigantische Drachen tanzen – im Gegenteil. Am Anfang war sie nur ein Stück Fleisch, das gegen seinen Willen an Brutalo-Krieger Khal Drogo verheiratet wurde. Der vergewaltigte sie, bevor sie sich lieben lernten – und starb dann. So ging es weiter mit den Prüfungen, schliesslich kommt bei «Game of Thrones» keiner auf die Idee, die Guten zu schonen. Doch Daenerys ging aus jeder Krise gestärkt hervor und ist, Stand jetzt, die heisse Anwärterin auf den Thron am Ende der Serie. Was eigentlich nur bedeuten kann, dass auch sie sterben muss, denn «GoT» vernichtet zu gerne Zuschauererwartungen. Umso mehr gilt es, die verbleibende Zeit mit Dany zu geniessen, unserer Drachenkönigin, die auf eigenen Beinen steht, zu einer veritablen Führungspersönlichkeit gewachsen ist – und dennoch nie ganz ihr samtiges Mädchenherz verrät. Findet sie noch ihr privates Glück? Eine Verbindung mit unserem anderen Liebling, dem schönen König des Nordens Jon Snow, wäre ja auch machtpolitisch eine Erwägung wert.



Die Bibel

Scheitert der Sozialstaat?

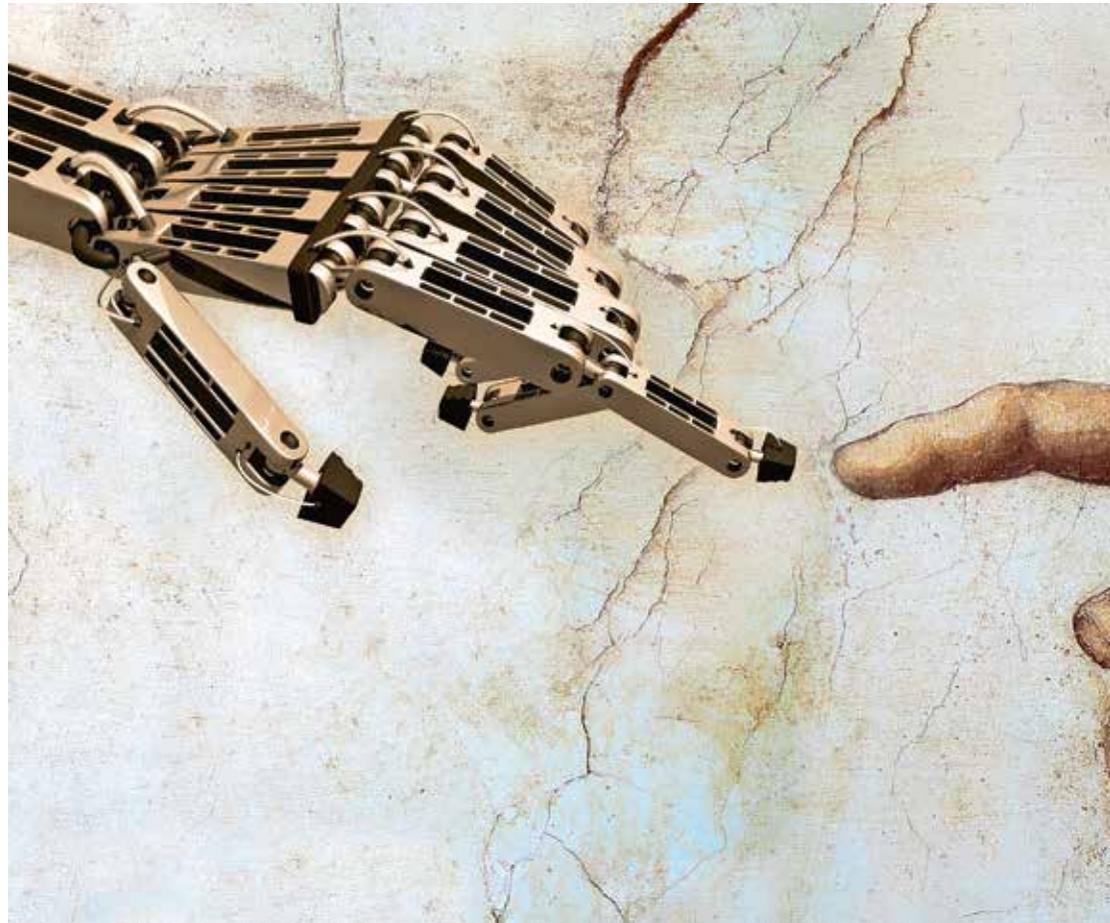
Von Peter Ruch

Nicht die Kinder sind verpflichtet, für ihre Eltern etwas zur Seite zu legen, sondern umgekehrt die Eltern für die Kinder (2. Korinther 12, 14). – Diesen Satz hat Paulus als Vergleich eingefügt, um zu zeigen, wie sehr er gegenüber der Gemeinde in der Pflicht steht. Sein Verhältnis zu ihr ist ähnlich wie dasjenige zwischen Eltern und Kindern. Dort stehen die Eltern in der Bringschuld. Eine entsprechende Regel kennt übrigens auch der Konfuzianismus. Ausnahmen können vorkommen, wenn etwa eine Generation wegen Kriegen oder Naturkatastrophen vor einem Trümmerhaufen steht. Dann ist es an den Jungen, sie in ihren alten Tagen zu versorgen.

Meine Generation in der westlichen Welt ist plus/minus in die besten ökonomischen Verhältnisse der Weltgeschichte hineingeraten. Und ausgerechnet wir sollen nun von den Kindern etwas bekommen. So will es die «Rentenreform». Sie ist derart halbbatzig durchdacht, dass bereits in rund zehn Jahren die Schiefelage zurückkehrt. Die 70 Franken zusätzliche AHV sind so verfehlt wie der weiterhin überhöhte Umwandlungssatz bei der zweiten Säule. Und die 70 Franken gehen an diejenigen, die ohnehin während zwanzig Jahren aus dem Sicherheitsfonds für den minderen Umwandlungssatz entschädigt werden.

Aus christlich-ethischer Sicht verdient die Vorlage keine Zustimmung. Wird sie abgelehnt, so ist die Bahn frei für eine Rentenreform, die diesen Namen verdient. Rentenbeschlüsse müssen im Horizont von zwei bis drei Generationen erfolgen. Wird die Vorlage angenommen, so erweist sich die staatliche Altersversorgung definitiv als reformuntauglich. Das würde zugleich für den gesamten Sozialstaat gelten, denn entsprechende Symptome zeigen auch andere Bereiche, etwa die medizinische Versorgung. In diesem Fall ist es die Pflicht von Politik und Gesellschaft, den Sozialstaat vollständig zurückzubauen. Dafür existieren Modelle. Die Menschheit hat viel häufiger und länger ohne Sozialstaat gelebt als mit ihm. Solidarität, Stiftungen und geringerer Verbrauch können ihn ersetzen.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



Das Talent, etwas unendlich gut zu können.

Leben

Krone der Schöpfung

Vielleicht überwindet der Mensch dank der Digitalisierung endlich sein äffisches Erbe und gibt seine Kreativität und seinen Verstand an eine nicht biologische neue Spezies weiter. Von Linus Reichlin

Mein Problem ist folgendes: Ich esse mit meinem Sohn eine Pizza, und er erzählt mir, dass er sich gerade auf die Prüfungen in seinem Studienfach vorbereitet, und anstatt mich über seinen Eifer zu freuen, denke ich an Andrew Ng, einen Computerwissenschaftler, der früher für Google arbeitete und der kürzlich in einem Interview auf die Frage, wozu er einem jungen Radiologen heute raten würde, antwortete: «Richten Sie sich auf eine Karriere ein, die maximal fünf Jahre dauert.» Mein Sohn will zwar nicht Radiologe werden, aber er studiert auch nicht Computerwissenschaften, Neurologie, Nanowissenschaften oder eins der wenigen anderen Fächer, die ihm das Schicksal der 47 Prozent aller Bewohner der westlichen Welt ersparen würden, deren Jobs laut einer Studie der Universität Oxford in den nächsten zwei Jahrzehnten durch Automatisierung «in Fortfall kommen könnten», wie das in einem Papier des Deutschen Bundestages genannt wird. Diese unnachahmlich vorsichtige Formulierung liesse bei mir alle Alarmglocken klingeln, wenn die nicht schon seit Monaten

am Klingeln wären, seit ich mich in die Tiefen neuronaler Netzwerke begeben habe, um herauszufinden, was da eigentlich los ist und was Digitalisierung wirklich bedeutet.

Kreative Algorithmen

Nach diesem Tauchgang bin ich jetzt überzeugt: Mit Digitalisierung hat die Digitalisierung nur am Rand zu tun, und von einer Industrie 4.0 kann keine Rede sein. Denn hier geht es um viel grundsätzlichere Veränderungen, solche, die man, ohne zu übertreiben, auf die Stufe der Veränderung im Leben der Neandertaler stellen kann, nachdem der moderne Mensch vor ihren Pelzzelten aufgetaucht war. An einer Veranstaltung von Intelligence Squared in London versuchte kürzlich Walter Isaacson, der Biograf von Steve Jobs, das hauptsächlich aus dem akademischen Milieu stammende Publikum davon zu überzeugen, dass künstliche Intelligenzen (KI) ihm niemals die Jobs wegnehmen, sondern im Gegenteil viele, viele neue Jobs schaffen würden. Er sprach von Intuition, Empathie und Kreativität, die menschliche



immer intelligenter werden, im Prinzip unendlich intelligent. Wer das für Science-Fiction hält, der hat zwar nicht recht, aber ich gönne ihm diesen Zustand der Gnade, aus dem er dann in zwanzig bis dreissig Jahren barsch herausgerissen werden wird, wenn ihm an seinem Arbeitsplatz ein Roboterfinger auf die Schultern tippt.

Ich sehe meinen Sohn, wie er als liebenswerter Jüngling seine Margherita isst, ich höre ihn mit vollem Mund über Stochastik sprechen und dass er jetzt die Kolmogorow-Axiome zu verstehen versucht, und ich denke an Bill Gates, der in Bezug auf künstliche Intelligenz einmal sagte, er verstehe nicht, warum nicht mehr Leute darüber beunruhigt seien. Aber das ist das Sonderbare: Ich persönlich bin zwar beunruhigt, was die berufliche Zukunft meines Sohns und sein Lebensglück betrifft, denn ich befürchte, seine Generation wird in den Strudel eines – und dieses grosse Wort ist angemessen – evolutionären Prozesses hineingerissen werden. Andererseits stimmt mich genau dieser evolutionäre Prozess, den wir Digitalisierung nennen, hoffnungsvoll. Vielleicht überwindet der Mensch endlich sein äffisches Erbe und gibt das Beste an sich, seine Kreativität und seinen Verstand, an eine nicht biologische neue Spezies weiter. Das wäre grossartig! Es geht mir wie dem indischen Studenten, der während der erwähnten Veranstaltung in London aufstand und sagte: «Wir sollten uns freuen, dass etwas Besseres und Intelligenteres kommt, als wir es sind.» Er bekam dafür Applaus, was mich freute, solange ich nicht an meinen Sohn dachte.

Die drei Kränkungen der Menschheit

Der 47-Prozent-Kelch soll an ihm vorübergehen, doch das ist nicht sehr wahrscheinlich. Die fünf grössten IT-Firmen, von Google bis Amazon, beschäftigen zusammen so viele Mitarbeiter wie der grösste Automobilkonzern, VW, machen aber fast dreimal so viel Umsatz. Sicherlich werden durch die Digitalisierung neue Jobs entstehen – aber wenn intelligente Maschinen bestehende Jobs übernehmen, weshalb sollten sie dann nicht auch die neu entstehenden Jobs erledigen? Hier sollte sich niemand etwas vormachen: Auf der evolutionären Ebene ist es eine wundervolle Entwicklung, auf der ökonomischen nicht und vor allem auch nicht auf der psychologischen. Freud zählte drei Kränkungen der Menschheit auf, Momente der Entthronung und Relativierung des Menschen, und bald wird eine vierte hinzukommen, und das wird die bitterste aller Pillen sein.

«Ich hoffe, du denkst nicht, dass der Mensch die Krone der Schöpfung ist», sage ich zu meinem Sohn, und er antwortet: «Nein, ich dachte immer, ich bin es.» Eine entzückende Antwort, aber sie ist keine Entwarnung. Hätte ein Algorithmus eine solche Antwort geben können? Heute noch nicht. Aber es ist nur noch eine Frage der Zeit.

Domänen seien, und das werde sich nie ändern. Aber er liess unerwähnt – wohl damit das Publikum eine ruhige Nacht hatte –, dass intelligente Algorithmen zum Teil bereits zu kreativ sind. KI-Forscher von Google und Open AI, einer auch von Elon Musk finanzierten Firma, trafen sich kürzlich, um zu beratschlagen, wie man KI-Algorithmen, die versucht hatten, ihre Programmierer sozusagen auszutricksen, stärker an die Kandare nehmen kann: So stehen die Dinge. Man sollte sich auch in Erinnerung rufen, dass der Algorithmus Alpha Go von Google die zwei weltbesten Go-Spieler nicht nur besiegte, sondern auch gleich noch neue Züge erfand, die in der 3000-jährigen Geschichte des Go-Spiels keinem Menschen je in den Sinn gekommen waren. Isaacson machte bei seinen optimistischen Überlegungen denselben Fehler wie wir alle: Wir benutzen unsere angeblich endemische Empathie nicht, um uns in lernfähige Algorithmen einzufühlen. Täten wir es, wüssten wir, dass solche Algorithmen eine spezielle Fähigkeit besitzen: Sobald sie etwas können, können sie es sehr schnell immer besser, und diese Skala ist nach oben unbegrenzt. Solche Algorithmen besitzen im Prinzip das Talent, etwas unendlich gut zu können.

Ist Siri intelligent? Alexa? Ist Ihr iPhone es? Es spielt keine Rolle, dass man diese Frage nicht mit einem Ja beantworten kann – entscheidend ist, dass auch ein Nein falsch wäre. Und das reicht schon: Sobald lernfähige Algorithmen ein bisschen intelligent sind, werden sie sehr schnell

Festivals

High!

Brian Wilson kriegt ihn nicht mehr hoch. Und beglückt trotzdem. Von Urs Gehriger



«God Only Knows»: Wilson in Montreux.

Neulich am Gurtenfestival taucht Freund Res neben mir auf. Ein fantastischer Typ, Musiklehrer und Chordirigent, aber an einem Konzert eine Qual. Dauernd hört er falsche Töne. «Komm schon, mir und den anderen 20 000 gefällt's!» Zu spät. Von nun an verfolgen mich die stimmlichen Querschläger. Was diesen Festivalsommer besonders drastisch ist, denn der Trend treibt in luftige Stimmlagen. Die Berner Hipster Jeans for Jesus pressen ihre Stellknorpel, dass einen metaphysisches Grausen packt. Selbst die Aargauer Soulsause Seven klingt cathedral-kitschig, wenn er, am Bühnenrand kauern, seine Stimme in exaltierte Sphären («Help») quält.

Die Kür unter den hohen Tönen ist das Falsett, eine Stimme, die «durch Zusammenzwingen und Dringen des Halses (...) von einem guten Meister erzwungen werden kann» («Musicalisches Lexicon», 1732). Lebender Meister des Falsetts ist Beach-Boys-brain Brian Wilson, 75. In Montreux schleppt er sich auf die Bühne, um mit dem Publikum den Fünfzigsten von «Pet Sounds» zu feiern. Eine Tragödie. Von Depression gezeichnet, sitzt er an den Tasten und kriegt ihn nicht mehr hoch, den Ton, mit dem er einst so rein sein «Surfer Girl» besungen hat. Aber immerhin ist er da. Allein seine Präsenz ist ein Ereignis.

Und er hat ein Geschenk mitgebracht, das jeglichen Zerfall wettmacht: Matt Jardine, Sohn von Original-Beach-Boy Al Jardine, ist Wilsons stimmliche Reinkarnation. Hit um Hit versprüht er himmlischen Schauer im Publikum. Als Jardine die Augen schliesst und den «grössten Song, der je geschrieben wurde» (Paul McCartney) anstimmt, blickt die Legende mit gläsernen Augen, erschöpft und dankbar, über seinen Flügel: «God Only Knows What I'd Be Without You.»

Leidenschaft und Geistesmacht

Ausgerechnet eine Schweizer Freiheitskämpferin schrieb die erste Kulturgeschichte Deutschlands. Madame de Staël war ein Wirbelwind in politischen, literarischen und erotischen Kreisen. Vor 200 Jahren ist sie gestorben. *Von Oliver vom Hove*

Napoleon tobte. Trotz heftiger Verbote und ständiger Bspitzelung war es seiner schärfsten Opponentin gelungen, ihr dreibändiges Manuskript «De l'Allemagne», das er nicht zu Unrecht als politische Kampfschrift gegen sich betrachtete, in Frankreich zum Druck zu befördern. Der selbsternannte Kaiser las das Loblied auf den Kriegsgegner Deutschland und dessen überlegene Kultur – und warf die Druckfahnen wütend ins Feuer. Der des Landes verwiesenen Verfasserin wurde beschieden, ihr Werk sei «nicht französisch», daher werde die ganze Auflage von 10 000 Exemplaren eingestampft.

Durch seinen Polizeiminister liess ihr der Machthaber Europas am 3. Oktober 1810 mitteilen: «Ihre Verbannung ist die natürliche Folge der Haltung, die Sie seit mehreren Jahren eingenommen haben. Es schien mir, dass die Luft dieses Landes Ihnen nicht zuträglich ist – und es ist noch nicht so weit mit uns gekommen, dass wir uns die Nationen zum Vorbild nehmen müssten, die Sie bewundern.»

An die Verbannung aus Frankreich war die Schweizerin Germaine de Staël längst gewöhnt. Bereits 1795 hatten sie die Scharfmacher der Französischen Revolution unter dem Verdacht, sie unterstütze die Royalisten – und hatten sie des Landes verwiesen. Für diese Fälle bot ihr das väterliche Schloss Coppet am Genfersee grosszügige Zuflucht. Dort versammelte sie neben einer Vielzahl von Gelehrten und Literaten nicht nur die Elite der Gegner Napoleons, sondern auch einen Teil jener napoleonischen Gefolgschaft, die sich von der schrankenlosen Gewaltherrschaft des Korsen abgestossen fühlte.

Nicht zuletzt durch dessen verbissene Feindschaft, die sich zeitweilig in Hausarrest und fortgesetzter Bewachung durch Spione und Polizeiagenten äusserte, errang Germaine Necker, die seit ihrer frühen Heirat mit einem schwedischen Diplomaten Madame de Staël hiess, den Rang einer oppositionellen Instanz. «Das Gewissen Europas» wurde sie genannt. Drei Grossmächte, so besagt ein Bonmot, hätten erfolgreich gegen Napoleon gekämpft: «England, Russland und Madame de Staël».

Begeisterung kehrte sich in Abscheu

Glanz und Gloria haben diese Frau von Kindesbeinen an begleitet. Geboren 1766 als Tochter des Genfer Bankiers und späteren französischen Finanzministers Jacques Necker und der Schweizer Pfarrerstochter Suzanne



«Das Gewissen Europas»: Germaine de Staël (1766–1817).

Curchod in Paris, lernte sie im Salon ihrer Mutter früh die erlesensten Vertreter der Aufklärung kennen: Diderot, d'Alembert, Helvétius, Marmontel, den Naturforscher de Buffon oder Edward Gibbon, den britischen Bahnbrecher römischer Geschichtsschreibung. Mit Voltaire wurde korrespondiert, der Genfer Mitbürger Rousseau lieferte das Erziehungsideal.

Als in Frankreich unter Ludwig XVI. die Krise der Staatsfinanzen ausbrach, war der Bankier Jacques Necker in den Augen der Öffentlichkeit genau der richtige Mann. In wenigen Jahren hatte der geschickte Finanzstrategen ein beträchtliches Vermögen angesammelt. Mit seinem Wissen gedachte er nun auch die zerrütteten Staatsfinanzen zu sanieren. Im Oktober 1776 wurde er oberster Herr von Frankreichs Finanzverwaltung – mit dem Titel «Generalkontrolleur der Finanzen». Der Ministerposten war einem protestantischen Ausländer im katholisch regierten Königreich verwehrt.

In den folgenden dreizehn Jahren wurde Germaines Vater als oberster Finanzchef Frankreichs mehrmals entlassen und wieder einberufen; zuletzt unmittelbar vor und nach der Erstürmung der Bastille. Nicht zuletzt seine Beliebtheit beim Volk hatte zum Aufstand vom 14. Juli 1789 geführt.

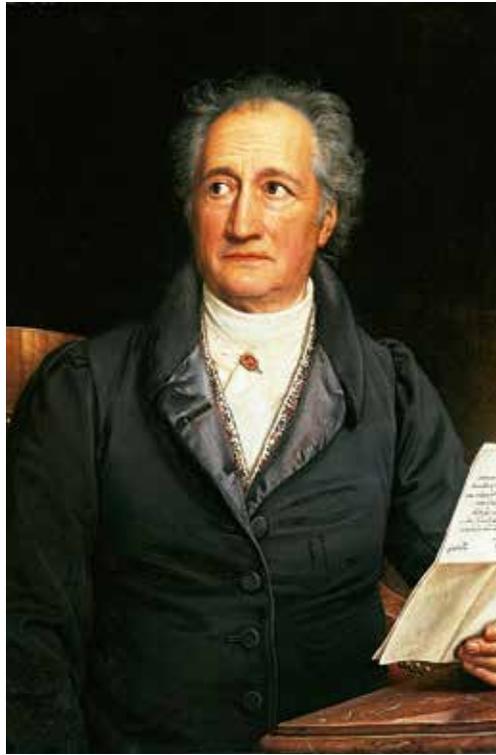
In ihren «Betrachtungen zur Französischen Revolution» hielt seine Tochter später fest, wie sich ihre anfängliche Begeisterung für die Revolution in Abscheu über die Willkür und den Terror der Jakobinerherrschaft verkehrte.

Die Liste ihrer Liebhaber ist mindestens so lang wie die ihrer Werke.

Im Frühjahr 1793 verfasste sie einen Aufruf zur Rettung der Königin Marie Antoinette, die ein halbes Jahr später hingerichtet wurde.

Was für eine bewegte Biografie: Geist und Leidenschaft waren ihr Lebenselement, Turbulenz und vitales Temperament beherrschten ihre Erscheinung. Liebe war für sie «der Charme der Natur». Sie genoss sie überschwänglich: Die Liste ihrer Liebhaber ist mindestens so lang wie die ihrer Werke. Diese umfassen Romane, Erzählungen, Gedichte, politische Traktate ebenso wie philosophische und staatswissenschaftliche Untersuchungen.

Ihre wirkungsmächtigste Arbeit wurde das Buch «Über Deutschland». Durch polizeiliche Ordor von Frankreich ferngehalten, war Germaine de Staël zweimal – 1803 und 1808 – über den Rhein nach Deutschland gereist. Kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt hatte sie in der deutschen Sprache kundig gemacht. Wie ein Lauffeuer eilte der inzwischen europaweit bekannten Madame de Staël der Ruf nach Weimar voraus. In der thüringischen Kleinstadt, die für sie «Deutschlands literarische Hauptstadt» darstellte, traf sie Goethe, Schil-



«Volk der Dichter und Denker»: Goethe.

ler, Wieland und August Wilhelm Schlegel, der fortan ihr Begleiter und der Hauslehrer ihrer mittlerweile drei Kinder (von verschiedenen Vätern) wurde. Das vierte Kind bekam sie 1812 mit 46 Jahren – der Erzeuger, ein Husarenleutnant, war 24-jährig.

Von Germaine de Staël stammt die Charakterisierung der Deutschen als «Volk der Dichter und Denker». Von Beginn an war es ihre Absicht, einer europaweiten Öffentlichkeit dieses merkwürdig arme und nebelhafte, gleichwohl musikalisch, literarisch und philosophisch so tief sinnige Volk näher bekannt zu machen. Aus Tadel am imperialen Materialismus im napoleonischen Frankreich entwarf sie ein teilweise idealisiertes Bild Deutschlands. Heine hat diese Tendenz später stark kritisiert und die Vorzüge napoleonischer Herrschaft für Europa – Liberalismus, Gleichheit, bürgerliche Rechte – dagegengestellt.

«De l'Allemagne», schliesslich 1813 in Grossbritannien gedruckt und bald in viele Sprachen übersetzt, wurde ein nachhaltiger Erfolg. Nicht nur prägte diese ganzheitliche Kulturgeschichte lang anhaltend das Deutschland-Bild im Ausland. Es öffnete auch der französischen Literatur den Horizont der Romantik.

Erotische Freiheit

An der Seite Germaines reiste der liberale Publizist und Staatstheoretiker Benjamin Constant, mit dem sie seit 1794 eine sturmgeschützelte Liebes- und Arbeitsbeziehung unterhielt. Was sie lebte, forderte sie mit emanzipatorischem Pioniergeist auch in ihren Romanen, vor allem in «Corinna oder Italien» (1807): das Recht der Frauen auf erotische Freiheit, soziale Anerkennung, geistige Gleichstellung.



Schrankenlose Gwaltherrschaft: Napoleon.

Der Quarantäne auf Schloss Coppet überdrüssig, entschloss sich die Gegnerin Napoleons 1812 zur Flucht quer durch Europa, um die internationale Opposition gegen den übermächtigen Usurpator zu mobilisieren. Über Wien, wo sie schwer bewacht im Hotel «Zum römischen Kaiser» logierte, ging es weiter bis Moskau und St. Petersburg, während die napoleonische Armee bedrohlich vorrückte. Der Brandschatzung Moskaus entkam sie nur knapp. In Zar Alexander I. fand sie einen entschlossenen Partner der antinapoleonischen Allianz. Schliesslich floh sie über Finnland und Schweden nach London, von wo sie 1814, nach der Entmachtung von Frankreichs Gwaltherrscher, im Triumph nach Paris zurückkehrte. Sogar die zwei Millionen Goldfranken, die ihr Vater einst der Staatskasse aus seinem Privatvermögen vorgestreckt hatte, erhielt sie zu ihrer Überraschung vom Bourbonenkönig Ludwig XVIII. zurück.

Zuletzt war sie, ausgebrannt und opium-süchtig, schwerkrank. Sie wurde nur 51 Jahre alt. In seinem warmherzigen Essay schrieb Sainte-Beuve über Madame de Staël: «Sie starb in Paris im Jahre 1817, am 14. Juli, dem Tag der Befreiung und des Lichts.» Am Ende ihres Lebens konnte sie stolz bekennen: «Ich bin immer die Gleiche gewesen, lebhaft und traurig; ich habe Gott geliebt, meinen Vater und die Freiheit.»



Sabine Appel: Madame de Staël. Kaiserin des Geistes. C.H. Beck. 367 S., Fr. 24.90



Das Universum als Hasch-Vision: Agenten Laureline (Cara Delevingne) und Valerian (Danne DeHaan).

Knorr

Im galaktischen Neverland

Mit Riesenaufwand verfilmte Luc Besson ein Highlight französischer Comic-Kultur: «Valerian and the City of a Thousand Planets». Von Wolfram Knorr

Ich wildere in allen Wäldern und hole mir meine Beutestücke des Fantastischen», bekannte einst Jean Cocteau. Für die Filmbranche ist einer dieser Wälder der Comic, früher als «Kino der Armen» belächelt. Er tobte sich, lange vor dem Film, in der Entgrenzung ungehemmt aus. In den 1960er Jahren hatte sich das Infantil-Medium in die Beletage gemeldet, vor allem in Frankreich; dort erschien das Weltraum-Opus «Valerian et Laureline» (in der deutschen Version «Valérien und Veronique») von Pierre Christin (Buch) und Jean-Claude Mézières (Grafik). 1967 startete es im Comic-Magazin *Pilote* und galt sogleich als ungewöhnlich. Es war eine innovative Mixtur aus Science-Fiction, Fantasy, Adventure und «lustigen Bilderbögen». Für die wilden Abenteuer durch Raum und Zeit fand Mézières einen karikaturhaft-verspielten Jugend-Stil mit floraler Ornamentik, der selbst Comic-Verächter verblüffte. Valérien ist kein Muskelmann, sondern ein smarterer Beau, Partnerin Laureline kein *sinistres hard-boiled girl*, sondern eine Emanze ohne Chichi – dem Zeitgeist geschuldet, von der Flower-Power-Bewegung geprägt. Das Universum als Hasch-Vision.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Mauritius

Milo Moiré, Nacktkünstlerin

Wenn ich mich augenblicklich an einen Ort wünschen könnte, dann wäre es schwimmend im türkisblauen Meer von Mauritius! Im Gegensatz zu den Malediven wird man auf Mauritius nicht verhaftet, wenn man als Frau oben ohne badet. Ganz im Gegenteil: Muslime, Christen und Hindus leben auf engstem Raum friedlich nebeneinander und sind gegenüber Touristen äusserst tolerant und freundlich. Ausserdem ist die Insel sehr sicher und lässt sich mit dem Auto wunderbar erkunden. Am schönsten ist der wenig touristische Süden, dort findet man sich im fast unberührten Paradies wieder.



Valérien und Laureline sind pure Kreationen einer Grafik-Fantasy und genau deshalb lebendig. Exakt darin wurzelt das Tückische: Wer glaubt, das lasse sich so einfach in bewegte Realbilder übertragen, kann auf die Nase fallen.

Der Franzose Luc Besson, der wohl einzige Autor, Produzent und Regisseur, der sich mit mutigen Blockbustern («Nikita», «Le Cinquième Élément») gegen die Verzagtheit des europäischen Kinos stemmt, hat genau registriert, mit welcher Cleverness Hollywood die Comic-Helden von Superman bis Tim und Struppi zu nutzen weiss. Und weil gerade der französischsprachige Kulturraum über eine anspruchsvolle Comic-Szene verfügt, ist nicht einzusehen, warum nur die Amis dieses Feld beackern sollten. So hat sich George Lucas für seine «Star Wars»-Saga sehr wohl auch von «Valerian und Veronique» inspirieren lassen. Besson war schon vor Jahren auf «Valérien» fixiert, hielt aber die Comic-Reihe, von der insgesamt 23 Alben erschienen, lange für unverfilmbar. Die immer perfektere Tricktechnik, vor allem in James Camerons «Avatar», überzeugte Besson dann doch, das einfallsreich gesättigte Bilder-Opus 2012 in Angriff zu nehmen. Knapp 190 Millionen Euro verschlang «Valerian and the City of a Thousand Planets», der sich auf Band sechs («Botschafter der Schatten») bezieht.

Im 28. Jahrhundert werden die Agenten Valerian (Danne DeHaan) und Laureline (Cara Delevingne) zu den Helfern und Rettern der letzten Pearls, die die Apokalypse auf ihrem Planeten Gül überlebt haben und den bösen

Kommandanten Arün Filitt (Clive Owen) in ihre Gewalt bringen. Es geht um einen «Transmutator», mit dessen Hilfe der Planet rekonstruiert werden kann. Angesichts dieser Story mit viel buntem Gewimmel und wilden Zeit- und Raum-Sprüngen in virtuelle Realitäten wirken die Helden wie Harry Potter und Hermine auf Drogen und das Universum als Villa Kunterbunt, mit seinen drolligen Ethnien und Zivilisationen, den Pearls-Gazellen, halb Nubier, halb Avatare, Tele-Tubbie-Ballon-Wesen, Dumbo-Rüsselschnaufer, riesige Kesselpauken-Beisser etc., in schrille Farben getunkt.

2700 Spezialeffekte beinhalte «Valerian», heisst es, angesichts der Länge des Films (über zwei Stunden) und einer sich aufpfehlenden, zirkusartigen Präsentation von Bizarrerien sind es wahrscheinlich mehr. Eine wirklich geglückte Umsetzung ist «Valerian and the City of a Thousand Planets» gerade wegen dieser barocken Zurschaustellung nicht geworden. Besson wollte einfach alles überbieten und noch irrer als die Amis sein und vernachlässigt, was den Comic fesselnd macht: Spannung. So wirkt Clive Owen in seiner Schrill-Uniform wie eine Figur aus einem «Flash Gordon»-Serial aus den 1930er Jahren, bleibt aber ansonsten völlig blass, während die Dialoge zwischen Valerian und Laureline, wohl ironisch gemeint («Liebst du mich?» – «Wollen wir heiraten?»), nur noch banal sind. Überhaupt wirkt Valerian wie ein schnöseliger Peter Pan und Laureline wie eine grillenhafte Alice und die Galaxie wie eine Verschmelzung von Neverland mit dem Wunderland. Luc Besson will zu viel. Seine Fantasy-Hochburg knirscht unter dem eigenen Gewicht, ist immer kurz vor dem Absturz.

★★★★☆

Weitere Premieren

The Party — Wenn Paare während einer Einladung anfangen, sich zu zerfleischen, ist das immer ein voyeuristisches Vergnügen für das Publikum. Deshalb sind derartige Kammerstücke, von Edward Albees «Who's Afraid of Virginia Woolf?» bis Yasmina Rezas «Le Dieu du carnage», Riesenerfolge. Die Britin Sally Potter hat in knappen siebzig Minuten und schwarzweiss ihre Version geliefert: Die neugewählte britische Ministerin Janet (Kristin



Böse Dialoge: «The Party».

Scott Thomas) lädt zur Feier enge Freunde ein. Doch die Party wird wegen der Geständnisse ihres Gatten (Timothy Spall) ein Desaster. Der Film ist glänzend besetzt, mit bösen Dialogen, aber Potter («Ginger & Rosa») drückt sich leider dann doch vor dem Gruppenspiel (jeder hat etwas zu verbergen) und flüchtet in separate Paar-Szenen (in der Toilette, im Hof, in der Küche etc.). Das schmälert leider die Boshaftigkeit.

★★★★☆

History of Love — Literaturverfilmungen sind immer ein schwieriges Unterfangen. Diese, nach dem gleichnamigen Roman von Nicole Krauss, ganz besonders. Verschlungen, über mehrere Generationen, wird über Liebe, Leidenschaft und Irrungen und Wir-



Gut gemeint: «History of Love».

rungen, die kein Ende zu nehmen scheinen, philosophiert, und Tragik am Beispiel vom Holocaust gehört natürlich auch noch zu den Schicksalsverwerfungen. Von Gottfried Benn stammt die Erkenntnis, das Gegenteil von Kunst sei nicht Natur, sondern das Gutgemeinte. Diese Literaturadaption von Radu Mihaileanu («Train de vie») ist schrecklich gut gemeint, was zu heftigen, seifigen Verschwurbelungen führt.

★★★★☆

Knorrs Liste

1	Miss Sloane Regie: John Madden	★★★★★
2	Insyriated Regie: Philippe Van Leeuw	★★★★☆
3	Spider-Man: Homecoming Regie: Jon Watts	★★★★☆
4	The Beguiled Regie: Sofia Coppola	★★★★☆
5	Wonder Woman Regie: Patty Jenkins	★★★★☆
6	Dalida Regie: Lisa Azuelos	★★★★☆
7	Das Pubertier Regie: Leander Haussmann	★★★★☆
8	Gifted Regie: Marc Webb	★★★★☆
9	The Mummy Regie: Alex Kurtzman	★★★☆☆
10	Baywatch Regie: Seth Gordon	★★★☆☆

Jazz

Ein Gestern, das bis heute nachbebt

Von Peter Rüedi

Muss Musik lange auf ihre Entdeckung warten, liegt's oft daran, dass sie zu komplex, ihrer Zeit zu weit voraus ist. Bei mir ist's manchmal umgekehrt. Noch immer entdecke ich manchmal Jazz, der mir vor Jahrzehnten zu banal erschien und dessen Faszination mir erst mit zunehmendem Alter aufgegangen ist. Vielleicht parallel mit der Einsicht, dass in der Kunst mitunter nicht das Komplizierteste, sondern das Einfachste zählt. Was einmal mehr die Reedition einer alten Partnerschaft beweist, die Ende fünfziger, Anfang sechziger Jahre eine eigentliche Mode auslöste: die zwischen dem Hammond-Organisten Jimmy Smith und dem Altsaxofonisten Lou Donaldson.

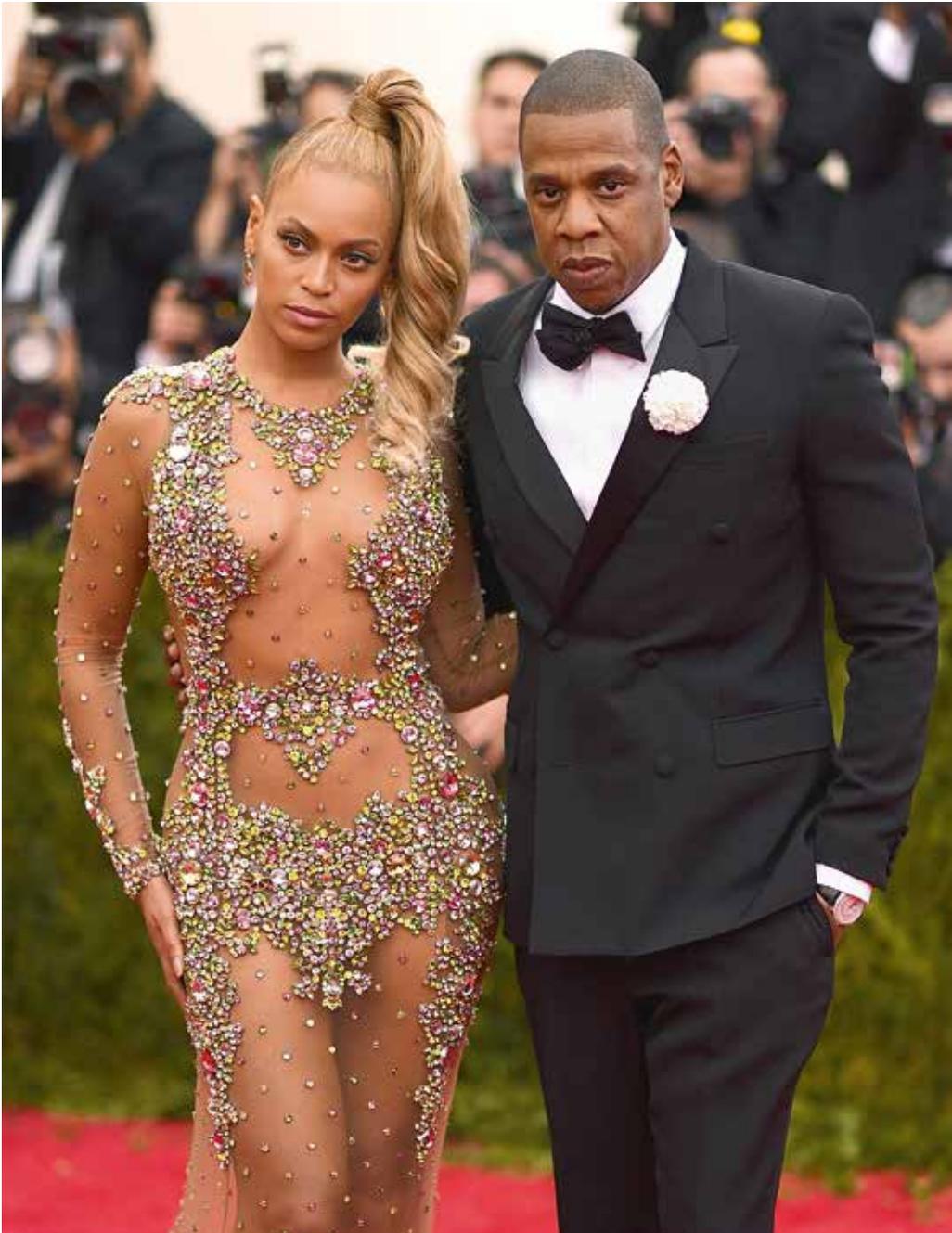
Smith (1928–2005) hat dem modernen Jazz ein Instrument eigentlich entdeckt, das bis dahin eher in schummrigen Nachtclub-Ambiente erklang, die legendäre Hammond B3. Er hat den elektrischen Kasten mit viel Sinn für Dynamik mit Energie aufgeladen, seine wabernden Pastellregister mit brüllenden Blockakkorden und bläserartig gestanzten, vibratolosen Läufen der rechten Hand vitalisiert und zum Swingen gebracht. Lou Donaldson, sein häufiger Partner bei Blue Note, geboren 1926 und als einer der *survivors* noch immer gelegentlich aktiv, wurde in der Nachfolge von Charlie Parker gross, als einer von dessen vielen Fortsetzern; er gehörte zu jenem historischen Quintett von Art Blakey (mit u. a. Horace Silver und Clifford Brown), das gewissermassen das Ur-Ei aller späteren «Jazz Messengers» (und des Hard Bop insgesamt) war («A Night at Birdland», Blue Note, 1954). Mit Smith intonierte er sein Alto mit grösserer Einfachheit und Intensität, mit unverwechselbarem Ton nahe an den Songs und vor allem dem Blues. Das macht die Faszination dieser «Complete Studio Recordings» des Quartetts aus. Meist mit Smiths regulärer Rhythmusgruppe (Eddie McFadden, g, und Donald Bailey, dr). Die Highlights sind allerdings zwei Parker-Hommagen mit Kenny Burrell an der Gitarre und Art Blakey an den Drums. Musik von gestern, die bis heute nachbebt. Donaldson ist der von Rappern am meisten gesampelte alte Meister.



Jimmy Smith-Lou Donaldson Quartet: Complete Studio Recordings. Phono 870271

Der Player und die Feministin

Rapper Jay-Z und Popstar Beyoncé führen die aufsehenerregendste Ehe im Showgeschäft. Gerade brachte sie Zwillinge zur Welt – und er ein Album mit Ehebruch-Geständnis auf den Markt. Das Paar und sein Bankkonto leben vom inszenierten Kontrast. *Von Claudia Schumacher*



Durchsetzungsvermögen: Beyoncé, Jay-Z.

«I'm not a businessman, I'm a business, man», rappte Jay-Z im Jahr 2005 auf Kanye Wests «Diamonds from Sierra Leone». Natürlich reisst jeder Rapper die Klappe weit auf – eine gepflegte Hybris gehört schliesslich zum guten Ton im Genre –, aber Jay-Z, der damals bereits vom kleinen Drogendealer in den Strassen von Brooklyn, New York, zum König des Hip-Hops avanciert war, sagte eigentlich auch nur die Wahrheit. Damals war es vor allem seine Musik, die ihn reich machte und

die er anfangs im eigenen Plattenlabel Roc-a-Fella-Records selber produzierte, weil ihn niemand unter Vertrag nehmen wollte. Heute besitzt der mächtigste Mann des Hip-Hops, mit bürgerlichem Namen Shawn Corey Carter, neben dem Musik-Streamingdienst Tidal eine Talentagentur (Roc Nation), einen Nachtclub («The 40/40 Club»), eine Profisport-Agentur (Roc Nation Sports), ein Modelabel (Rocawear), eine Highend-Champagner-Firma (Armand de Brignac, Flasche zu 300 Dollar)

und einen Spirituosenhändler (Armada Vodka). Zudem ist er eine Partnerschaft mit dem New Yorker Luxuskaufhaus Barneys eingegangen. Doch all diese Geschäfte sind Peanuts, vergleicht man sie mit dem eigentlichen Deal seines Lebens: die Eheschliessung mit «Queen Bee» Beyoncé Knowles, vertraglich unter Dach und Fach seit 2008.

Ihr neuester Coup

Die R-&-B- und Pop-Sängerin und der Rap-Mogul bilden das weltweit erfolgreichste Celebrity-Paar, mit einem gemeinsamen Jahreseinkommen von mehr als 100 Millionen US-Dollar. Nicht zuletzt weil sie sich auf die Monetarisierung ihrer Ehe verstehen wie niemand sonst. Die mittlerweile dreifachen Eltern lieben es, zusammen auf der Bühne zu performen. Und dabei performen sie vor allem ihre Liebe.

So ist ihnen gerade wieder ein Coup gelungen, den man ebensogut verurteilen wie bejubeln kann. Beyoncé brachte im Juni – nach grösstmöglicher medialer Ausschaltung ihrer Schwangerschaft – die gemeinsamen Zwillinge Sir und Rumi zur Welt. Fast zeitgleich, am 30. Juni, brachte Jay-Z sein neues Album «4:44» auf den Markt, auf dem er unmissverständlich gesteht, Ehebruch begangen zu haben: «Look, I apologize, often womanize. (...) Took me too long for this song, I don't deserve you.» Und schliesslich die schmerzende Frage eines Betrügers, der sich selbst als Idiot entlarvt: «What good is a ménage à trois when you have a soulmate?»

Eintrag im Wörterbuch

Die Journalisten schlagen Flickflacks, die Klatschspalten sind voll mit den beiden. Liebe und Verrat, Zwillingengeburt und Ehebruch: ein Simultankontrast, von dem einem auch wirklich ganz sensationell der Kopf schwirrt. Aus solchem Stoff sind Shakespeare-Stücke und Seifenopern gemacht. Jay-Z, der den Geschäftssinn und das Überleben auf hartem Pflaster beim Verticken von Drogen als Teenager lernte, und Beyoncé, die von Kindesbeinen an vom Vater auf den Erfolg im Showgeschäft getrimmt worden war und sich auf jeder Karrierestufe mit dem gnadenlosen Durchsetzungsvermögen einer Löwin gegen die Konkurrenz durchbiss, diese zwei haben das Stilmittel der Kontrastsetzung zur Aufmerksamkeitsgewinnung nun einmal bis zur Meisterschaft gebracht – und sie setzen es

nicht nur ein, sie leben es; in einer Bejahung des Kapitalismus, die normalsterbliche Zuschauer schon einmal trocken schlucken lässt. Denn nichts ist den Carters zu privat, zu schamhaft, zu heilig, um nicht der Vermarktung anheimzufallen. Nach der Liebesbekundung kommt die Krise, dann ein Kind – und es geht wieder von vorne los. Emotionen zu Geld machen ist zwar der allgemeine Zweck des Musikgeschäfts, doch selten schienen zwei Künstler damit so im Reinen zu sein und dabei auch noch an den Schalthebeln zu sitzen wie Beyoncé und Jay-Z.

Aber wer die Carters auf einer Ebene mit den Kardashians sieht – die Reality-TV-Familie rund um Stammeskönigin Kim, die es mit nicht viel mehr als einem dicken Hintern und

Ein Mann zeigt sein Herz und legt es seiner betrogenen Göttergattin zu Füßen.

einem starken rechten Selfie-Arm zu Welt-ruhm brachte –, übersieht das Kerngeschäft der Familie Carter. Auch wenn Beyoncé wohlgerundeter Hintern bereits Jahre vor Kim Kardashians für einen Neologismus sorgte, der sogar Eingang in den «Oxford English Dictionary» fand («bootylicious»), ist es dennoch an erster Stelle das überragende künstlerische Format, das die Familie Carter so mächtig gemacht hat. Eine musikalische Grösse, über die beide Ehepartner in wohl etwa gleichem Mass verfügen, auch wenn sich die 35-jährige Beyoncé stärker als Musikerin profilierte, während sich ihr Gatte in den letzten Jahren eher als Musikproduzent, Unternehmer und Strategie inszenierte (das neue Album des 47-Jährigen liess vier Jahre auf sich warten).

Blutige Emotionalität

Alle Branchenauszeichnungen und Albumrekorde von Jay-Z und Beyoncé aufzuzählen, wäre ähnlich spannend wie die Nennung der einzelnen Rennsiege von Michael Schumacher, deshalb nur so viel: er mit 21 Grammys, sie mit 20. Frau und Herr Carter haben in ihren jeweiligen Bereichen alles gewonnen, und alles in Serie, sie dominieren beide mit Könnertum. Als Beyoncé im letzten Jahr ohne Vorankündigung ihr Album «Lemonade» veröffentlichte, schlug es wie ein Komet ein und hinterliess einen Abdruck auf der Erde. Die einzelnen Musikvideos zu den

Songs sind konzeptionell aufeinander abgestimmt und lassen sich hintereinander als einstündigen Film ansehen, der einem aufgrund seiner Intensität einen Schauer über den Rücken jagt. Es ging unter anderem um die Stellung der afroamerikanischen Frau in der Gesellschaft, und Beyoncé festigte ihren Status als eine der grössten schwarzen Ikonen des Feminismus. Gleichzeitig spielte der Albumtitel auf die Ehekrise an, in der sie offenbar steckte. Frei nach

dem Motto «Wenn das Leben dir Zitronen gibt, mach Limonade daraus» klagte Beyoncé etwa in den Liedern «Don't Hurt Yourself» und «Hold Up» ihren Mann des Ehebruchs an. So roh, so klagend, so technisch überlegen mit einer gleichzeitig so blutigen Emotionalität in der Stimme, so hatte lange keine Frau mehr gesungen. Als gesangliches Kraftpaket ist Beyoncé die Tina Turner unserer Zeit. Und ihre bittersüsse Limonade schmeckt den Leuten: Das Album verkaufte sich allein im letzten Jahr 2,5 Millionen Mal und wurde zum weltweit meistverkauften Album 2016.

Auch wenn Jay-Z in der Folge zum popkulturellen Bösewicht degradiert ist: Beyoncé hatte in den Jahren zuvor nicht immer «ich» gemeint, wenn sie «ich» gesungen hatte. So arbeitete sie etwa mit der Kunstfigur Sasha Fierce als Bühnenpersona. Hundertprozentig klar war daher bislang nicht, ob sie auf «Lemonade» wirklich über ihr eigenes Leben und eine eigene Ehekrise sang. Das Paar äusserte sich nicht über die pikanten Inhalte des

Albums. Umso mehr redeten andere darüber.

Afroamerikanische Liebe

Nun aber, seit dem Erscheinen von Jay-Zs «4:44», ist die Sachlage klar; Jay-Z hat zu viele Details aus dem Leben des Paares eingestreut, um noch offenzulassen, wer gemeint ist. Auch wenn «4:44» nicht die musikalische Schlagkraft von «Lemonade» besitzt, so ist es doch ein gelungenes, schönes Album. Der titelgebende Song zeichnet sich nicht nur durch



Wie ein Komet: Beyoncé mit Zwillingen.

den – wie immer bei Jay-Z – berührenden Liedtext aus, auch der Rapperklang wohl noch nie so ruhig und so verletzlich wie hier, woraus der Song seine Kraft zieht. Ein Mann zeigt sein Herz und legt es seiner betrogenen Göttergattin zu Füßen. Zwei Alben und zwei Künstler, die miteinander kommunizieren – und wieder zueinanderfinden.

Seit Michelle und Barack Obama – auch Freunde der Carters – nun etwas seltener im

Blickpunkt der Öffentlichkeit stehen, bieten Beyoncé und Jay-Z die grösste afroamerikanische Liebesgeschichte unserer Zeit. Damit ziehen sie vor allem die USA und dort noch einmal in besonderem Mass die afroamerikanische Bevölkerung in ihren Bann. Ihre künstlerisch hochwertige Aufarbeitung einer Ehekrise ist aber offenbar etwas, was die Menschen überall und egal welcher Hautfarbe anspricht. Schliesslich kann der geeignete Zuhörer über die Musik gemeinsam mit dem Paar heilen – wie wichtig ist es da noch, was bei den Carters Fiktion, was Wahrheit und was reine PR ist? Solange am Ende Kunst und Entertainment dabei herauskommen, muss sich zumindest die Öffentlichkeit nicht betrogen fühlen.

Nächste Seite:

Die interessantesten Paare der Schweiz



Fiktion und Wahrheit: Beyoncé, Jay-Z.

DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

Lenzerheide

Egon P. Zehnder, Headhunter

Mein liebster Sommerferienort ist die Lenzerheide. Diese einmalige Oase im Herzen Graubündens ist zum Synonym meiner ganzen Familie geworden. Wir geniessen das schöne Bergtal, das meistens von der Sonne verwöhnt ist. Das Alpenpanorama beeindruckt uns immer wieder. Je nach Wahl gibt es unzählige bequeme oder anspruchsvolle Wanderwege. Die kurze Anreisezeit in den erfrischenden Bergsommer auf 1500 Metern bedeutet jedes Mal längere Ferien.



Die interessantesten Paare der Schweiz

Wer sie sind, was sie ausmacht, wie sie leben.

Von Hildegard Schwaninger

Roger Federer und Mirka Federer — Ein Rätsel, das nur als Wunder erklärbar ist. Ein Weltstar, dessen Lebensleistung nicht möglich wäre, wenn er nicht eine Frau hätte, die sowohl von seinem Beruf als auch vom Leben in diesem Beruf etwas versteht. So wurde eine sportliche Weltkarriere möglich, von der kaum anzunehmen ist, dass ein Mann sie ohne einen wasserdichten Rückhalt in seinem Privatleben schafft. Roger Federer und Mirka – es fehlen einem die Worte!

Schriftsteller Pedro Lenz und Tele-Bärn-Moderatorin Rahel Grunder — Beide gehören zur kulturellen Oberschicht der Schweiz. Schriftsteller Pedro Lenz («Der Goalie bin ig»), der in seinem neuen Roman «Di schöni Fanny» die Künstlerszene Olten beschreibt (die «schöni Fanny» stammt aus Zofingen), und Rahel Grunder, preisgekrönte Journalistin, ausgebildete Schauspieler, lizenzierte Dressurreiterin und die Tochter von Nationalrat Hans Grunder. Pedro Lenz hat an der Universität Bern studiert, Rahel Grunder an der Universität Zürich Volkskunde, Filmwissenschaft und Kunstgeschichte. Eine exquisite Beauty und gebildete Gesprächspartnerin, unabhängige Frau und Dichtermuse – jetzt macht die 28-Jährige den 52-Jährigen erstmals zum Vater. Im November kommt das Kind.

Bundesrätin Simonetta Sommaruga und Schriftsteller Lukas Hartmann — Bundesrätin Simonetta Sommaruga ist die Cousine von Diogenes-Verleger Philipp Keel (dessen Vater Daniel Keel und ihre Mutter waren Geschwister). Lukas Hartmann ist einer der wichtigsten Autoren des Diogenes-Verlags («Ein passender Mieter»). Während der Mann Bücher schreibt, kümmert sich die sechzehn Jahre jüngere Frau (im Justiz- und Polizeidepartement) um das Wohlergehen Helvetiens. Lukas Hartmann kümmerte sich um das Kochen, Putzen und Bügeln, Sommaruga absolvierte Fünfzehn-Stunden-Arbeitstage pro patria. Inkompatible Lebensform (er wollte abends reden, sie wollte Ruhe), so beschloss man die räumliche Trennung während der Woche. Vorzeige-Ehepaar für eine moderne Ehevariante, die Wochenendbeziehung.

Mode-Unternehmerin Trudie Götz und Architekt Heinz Müller — Mit Fleiss, Tüchtigkeit und modischem Flair hat Trudie Götz das grösste Boutiquenimperium der Schweiz

(Trois Pommes) aufgebaut, Architekt Heinz Müller steht ihr seit drei Jahrzehnten als Fels in der Brandung zur Seite. Er hat alle ihre Boutiquen gebaut, ist auch sonst als Architekt gefragt (gestaltete das Schmuckgeschäft Franz Marfurt am Münsterhof in Zürich).

Trudie Götz und Heinz Müller sind begeisterte Sportler (er rudert auf dem Zürichsee, sie trainiert jeden Morgen eine Stunde), ein berufliches Erfolgsgespann, privat haben sie eine turbulente On-off-Beziehung (Trennung, Versöhnung, Trennung). Letzten Frühling wagten sie den grossen Schritt: Sie haben in Miami geheiratet.

Ex-Nationalbankpräsident Philipp Hildebrand und Milliardärin Margarita Louis-Dreyfus — Mehr Glamour geht nicht: der super aussehende Ex-Präsident der Schweizer Nationalbank und die schöne russische Witwe und Milliardärin. Beide verstehen viel vom Geld. Bei der in St. Petersburg geborenen Margarita Louis-Dreyfus paaren sich die Liebe zur Kunst und der Sinn fürs Geschäft aufs glücklichste. Hinter der sanften Fassade steckt eine entschlossene Frau. Als ihr erster Mann Robert Louis-Dreyfus, dem sie ihr sagenhaftes Vermögen verdankt, starb, warf sie als Erstes dessen Geliebte aus der Villa in Lugano. Am WEF in Davos begegnete sie Philipp Hildebrand. Mit 53 Jahren schaffte es die dreifache Mutter (aus ihrer ersten Ehe hat sie drei Söhne), Philipp Hildebrand (hat eine siebzehnjährige Tochter mit der Kunsthändlerin Kashya Hildebrand) noch Zwillingstöchter zu schenken.

Popsänger Baschi und Kommunikations-expertin Alana Netzer — Der Mundart-Popstar Baschi (eigentlich: Sebastian Bürgin) und Alana Netzer sind erst seit kurzem ein Paar. Sie eine Schönheit, er ein charismatischer, cooler Typ. Das perfekte Showbusiness-Paar. Sie haben sich bei einem Abendessen bei Freunden kennengelernt, beide sind gleich alt und im Auftritt über den roten Teppich versiert, Alana Netzer als Tochter von Ex-Fussballprofi Günter Netzer und Ex-Model Elvira Netzer. Sie ist in Gottlieben geboren, hat Kommunikation studiert, arbeitete bei IWC Schaffhausen; nach vier Lehrjahren beim genialischen Uhrenvermarkter Georges Kern machte sie sich selbständig mit eigener Marketing-Firma. Wenn sie neben der Schönheit der Mutter auch deren Bestän-



Lieblinge: Hildebrand (l.), Taubman.



Grosser Schritt: Müller (l.), Götz.



Unvergesslich: Frey (l.), Wagner.

digkeit geerbt hat (die Netzers führen im schwierigen Umfeld der Glamourwelt eine skandalfreie Ehe), darf sich Baschi auf eine glückliche Beziehung einstellen.

Schauspielhausdirektorin und Regisseurin Barbara Frey und Schauspieler Friederike Wagner — Die aus Basel stammende Regisseurin Barbara Frey brachte, als sie Intendantin des Zürcher Schauspielhauses wurde, ihre Lebensgefährtin, die in Hamburg geborene Schauspielerin Friederike Wagner, mit. Was



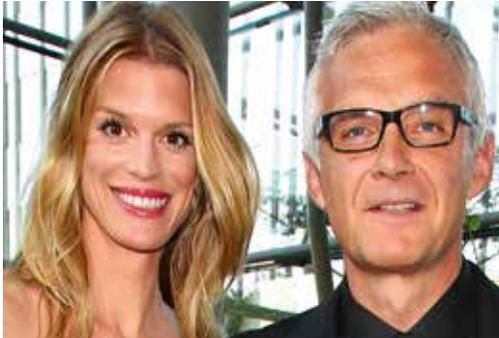
Wasserdichter Rückhalt: Ehepaar Federer.



Im Auftritt versiert: Netzer (l.), Baschi.



Glamour: Hildebrand (l.), Louis-Dreyfus.



Abenteuerlust: Schildknecht (l.), Rohner.



Spirituelle Bestrebungen: Ehepaar Curti.



Augenhöhe: Bär (l.), Müller-Möhl.



Moderne Ehevariante: Sommaruga (l.), Hartmann.



Kulturelle Oberschicht: Lenz (l.), Grunder.

sonst als Nepotismus verpönt wäre, gilt hier nicht, weil Friederike Wagner eine grosse Künstlerin und eine exquisite Schauspielerin ist. Als Claire Zachanassian im «Besuch der alten Dame» (Regie: Viktor Bodó) ist sie unvergesslich, unter der Regie von Barbara Frey brillierte Friederike Wagner in «Frau Schmitz» von Lukas Bärfuss. Die beiden sind Lebenspartnerinnen, haben zwei Wohnungen, Barbara Frey in Fluntern, Friederike Wagner, die aus einer früheren Ehe (mit einem Mann) eine Tochter hat, in der Altstadt.

Unternehmer Beat Curti und Musiktherapeutin Regula Curti — Ein Paar, das sich in seinen Ambitionen gegenseitig beflügelt und befördert: Unternehmer Beat Curti und die Musiktherapeutin und Yogalehrerin Regula Curti. Er baute ihr auf seinem Grundstück in Erlenbach die «Seeschau», das Yoga- und Meditationszentrum, sie unterstützt seine spirituellen Bestrebungen, wurde zu seiner geistigen Leiterin; er besucht sogar ihre frühmorgendlichen Yogaklassen. Gemeinsam haben sie in ihrer Engadiner Heimat La

Punt dem Hotel «Krone» neues Leben eingehaucht. Sowie dem Zürcher Niederdorf mit dem Investment rund um die Markt-gasse. Beat und Regula ergänzen sich gegenseitig, seit 1996 sind sie verheiratet, der lang-jährige Junggeselle wurde gezähmt. Seine heutige Maxime lautet, nur noch Gutes zu bewirken.

Bankier Urs Rohner und Filmfestival-Mitbegründerin Nadja Schildknecht — Geld und Abenteuerlust paaren sich bei diesem Paar aufs trefflichste. Spätabends am Küchentisch wurde die Idee zum Zurich Film Festival (ZFF) geboren, 2005 fand es zum ersten Mal statt. Glücklicherweise hatte Schildknecht, gelernte kaufmännische Angestellte, Ex-Model und Filmfreundin, einen potenten Geldgeber zur Verfügung: Freund Urs Rohner, Chef der Credit Suisse, mit dem sie einen Sohn hat. Er wurde (und ist bis heute) wichtigster Sponsor des ZFF, das sich mittlerweile als international akzeptiertes Filmfestival etabliert hat.

Schauspieler Anatole Taubman und Circus-Knie-Pressesprecherin Sara Hildebrand — Wenn sie irgendwo auf dem roten Teppich erscheinen, sind sie die Lieblinge des Blitzlichtgewitters: Sara Hildebrand, einstige Moderatorin bei «Glanz und Gloria», und Schauspieler Anatole Taubman (sein jüngster Film: «Es war einmal in Deutschland»). Ein klassisches Promi-Paar, seit vier Jahren zusammen. Sie schenkt dem etwas verrückten Künstler Bodenhaftung. Seit einem Jahr ist Sara Hildebrand als Kommunikationschefin des Circus Knie auf Tournee, die zeitweilige Trennung hat der Beziehung nicht geschadet.

Unternehmerin Carolina Müller-Möhl und Bankier Raymond J. Bär — Zwei Mitglieder der High Society, die einander auf Augenhöhe begegnet sind. Sie war schon jemand – Erbin des Müller-Möhl-Vermögens und Philanthropin, er Abkömmling der Bankierfamilie Bär, Ex-Präsident der Bank Bär, mehrfacher Verwaltungsrat –, bevor sie ein Paar wurden. Grosse Vermögen, gemeinsame Interessen. Auf jeder 1-A-Gästeliste stehen sie zuoberst als kompatibles Paar.



Farben, wie man sie sich von der Karibik erhofft: Mauer der Altstadt von Ibiza.

Reisen

Ertrinken im Mehr

Ibiza gehört auch dieses Jahr zu den gefragtesten Ferienzeilen in Europa. Das reicht Unternehmern und Grundbesitzern der weissen Insel nicht mehr.

Von Mark van Huisseling

An einem frühen Donnerstagabend im August befanden sich fünfzig junge Leute auf der Rückfahrt von Formentera. Als der gecharterte Katamaran die Bucht erreichte, hinter der sich der Hafen von Ibiza befindet – man konnte schon die Altstadt sehen, über der die untergehende Sonne ihr rötlich-goldenes Licht verbreitete –, erkundigte sich die schweizerisch-russische Schönheitskönigin, die mit von der Partie war, wo die schicksten Boutiquen seien. Weil der leitende Angestellte einer Investmentbank, den sie begleitete, nach dem Ausflug auf die Nachbarinsel einen Shopping-Trip versprochen hatte. Doch keiner konnte die Frage zu ihrer Zufriedenheit beantworten. Die Ortskundigen wussten Bescheid über feine Restaurants, nette Plätze, gute Klubs ... Aber schicke Boutiquen? Man einigte sich darauf, solche gebe es eigentlich nicht, höchstens ein paar Geschäfte, die lässige Mode für die Insel verkauften.

Das ist weniger als zehn Jahre her. Würde sich die Geschichte heute abspielen, könnte den Einkaufswilligen geholfen werden – im neuen Hafen Marina d'Eivissa etwa gibt es Läden von Stella McCartney, Ermanno Scervino oder Philippe Plein, bald soll der erste Louis-Vuitton-Ableger kommen. Und am Rand des alten Hafens öffnete diesen Sommer die erste Rolex-Boutique der Insel. Mit anderen Worten: Ein sogenanntes Trading-up, die bewusste Anhebung des Preis-Qualitäts-Niveaus, ist im Gang.

Mediterrane Duldsamkeit

Auch die Besucherzahlen steigen. In den vergangenen drei Jahren reisten jeweils zirka 15 Prozent mehr Touristen auf die Pityusen – neben Ibiza mit knapp 600 Quadratkilometern gehören Formentera und ein paar unbewohnte Felsen dazu –, diese Saison (Mai bis Oktober) dürften es schätzungsweise drei Millionen sein. Die meisten davon sind Spanier, dicht vor den Deutschen und

Briten, der Rest besteht aus Italienern, Franzosen, Niederländern, Schweizern und – zunehmend, Amerikanern, Russen, Chinesen.

Ibiza, neunzig Kilometer von Valencia entfernt, gilt als sicheres Ferienzeil. Was das Wetter und auch die persönliche Sicherheit betrifft. Sie ist zudem aus vielen Städten Europas mittels Direktflugs in ein- bis zweieinhalb Stunden erreichbar. Ausserdem gefällt die Landschaft, wenn sich die Flora sommers auch recht verdorrt präsentiert, und es bezaubert das Mittelmeer an über hundert Stränden mit Farben, wie man sie sich von der Karibik erhofft.

Das ist die halbe Miete des Hotels (Doppelzimmer in guten Häusern ab 400 Euro pro Nacht) respektive der Finca, des Ferienhauses (ab 3000 Euro pro Woche), wert. Die andere Hälfte zahlt man für Dinge, die man nicht anfassen kann – für Erlebnisse, für Feinstoffliches sozusagen. Ibiza ist cool. Schick. Sexy. Und im Trend. Wer im Büro fallenlässt, er fahre hin,

macht eine Ansage ohne Worte: «Ich bin am Puls.» Aber nicht bloss das – als ein Kenner zudem, ein Geniesser, ein Hedonist sogar.

Dass was los ist, weiss man; auch wer noch nie dort war, hat's schon mitbekommen: Klubs à gogo, die grössten, angesagtesten mit den bestverdienenden DJs. Und natürlich schöne Frauen (Models), berühmte Männer (Schauspieler oder Fussballer) oder wenigstens reiche Unternehmer. Doch wer nicht in dieser Klasse boxt, bekommt ebenfalls, womit er sich während der besten Tage des Jahres noch besser und wichtiger fühlt – oder denkt jemand an Meer-salz, das in den Salinen im Süden gewonnen wird, wenn von *la isla blanca*, der weissen Insel, die Rede ist? O nein, für Würze in der Suppe sorgt ein anderer, leicht zu findender Stoff. Möglich machen's mediterran-duldsame Polizisten, die ein Auge zudrücken, oder beide Augen? Und wenn man einen draufmachen will, sorgen *ibicencos* dafür, Einheimische, die nichts Böses in wildem Treiben erkennen können: *no hay problema*. Die stattdessen den steigenden Preis ihrer um- und ausbaufähigen Ziegenställe zu schätzen wissen – Landhäuser unter ein-einhalb Millionen Euro, Stadtwohnungen unter einer Dreiviertelmillion sind längst Schnäppchen.

Multivitaminsaft und Espresso

Im «Sa Calma» in Marina d'Eivissa – Ibiza heisst auf Katalanisch Eivissa – bestellt ein Gast Multivitaminsaft und Espresso – Frühstück für Helden. Oder, in diesem Fall, für den für Gästebeziehungen zuständigen Mitarbeiter des nahen Restaurant-Cabarets «Lío». Es ist siebzehn Uhr. Ulises Braun erzählt, er habe vorhin einem Schweizer, der heute Nacht Geburtstag feiern wolle, einen Tisch organisiert, für acht Personen. Zufrieden und ein wenig stolz blickt er auf

Dalt Vila, die Altstadt hinter der Stadtmauer mit Eintrag in der Unesco-Welterbe-Liste, am gegenüberliegenden Ufer der Bucht. Was daran aussergewöhnlich sei? Nun, im Augenblick stehen 450 Namen auf der «Lío»-Warteliste, jeden Abend; es ist ein Mittwoch im Juni. «Im Juli und August werden es doppelt so viele sein», sagt der Gästebeziehungspfleger. Das ist die Ordnung am Tisch, an dem die Welt sitzen will – um *cigalas*, Krebse aus dem Meer vor der Insel, zu essen. Und Tänzerinnen sowie Tänzern in bunter, knapper Unterwäsche bei ihrer Schau zuzusehen. Und 250 Euro pro Kopf liegen zu lassen, ohne Trinkgeld.

Ibiza ist schon seit längerem auf der Vergnügungs-Landkarte – erst als Ziel für Hippies, ab den siebziger Jahren dann für den sogenannten Jetset. Doch die längste Zeit hiess es, Saint-Tropez komme bei Reichen besser an, Porto Cervo habe mehr Klasse et cetera. Auf Ibiza fehle ein Ort, wo man sich sehen lassen und gesehen werden könne. Auch sei's mühevoll, mit der Jacht anzulegen, jedenfalls, wenn diese gross ist. Dies änderte das «Lío» – das nach vorne, zum Meer offene Restaurant mit Laufsteg und Pool ist auch eine prima Bühne für die, die nicht dort arbeiten. Man kann im Ferrari oder Lamborghini – beide haben hier bisher wenig getaugt, weil Lokale oft nur über Staubstrassen erreichbar sind – fast bis an den Tisch fahren. Damen kommen auf hohen Absätzen sowie teuer geschmückt daher. Von den besten Tischen aus kann man sein Boot sehen. Beziehungsweise umgekehrt.

Das Restaurant gehört zur Pacha-Gruppe. Diese besteht aus Hotels und, zur Hauptsache, aus den Nachtclubs gleichen Namens; im «Pacha» auf Ibiza wird seit 1973 getanzt, als gäbe es kein Morgen. Oder jedenfalls keinen Morgen, der um sechs Uhr dreissig anbricht und so strahlend frisch ist, dass man sich ein wenig schämt, einen Hangover zu haben (After-Hour-Partys sind seit

Jahren verboten). Der Besitzer, Ricardo Urgell, darf als Inselkönig beschrieben werden. Das heisst, seit kurzem ist der Achtzigjährige ohne Reich. Er hat die Mehrheit seines Unternehmens verkauft, an die amerikanische Beteiligungsfirma Trilantic Capital; der Kaufpreis soll 350 Millionen Euro betragen haben.

Nüchtern betrachtet, ist diese Summe schwer belegbar. Ähnlich wie die Legende, gemäss der es sich beim der Insel vorgelagerten Felsen Es Vedrà um ein Überbleibsel von Atlantis handle, auf dem Ufos landeten und von dem mysti-

sche Kräfte ausgingen. Die Pacha-Gruppe hat 2015 zirka 11 Millionen Euro verdient – es würde also länger als dreissig Jahre dauern, bis die Amerikaner ihr Geld möglicherweise zurückholten.

Er habe verkauft, weil er keine Luft mehr erkennen könne für ein weiteres Trading-up, sagte Ricardo «Señor Pacha» Urgell. Weiter sagte der Mann, der 800 Euro Mindestverzehr einführte für postkartengrosse Vierertische – 800 Euro, nebenbei, reichen für eine Flasche Wodka plus ein paar Red Bull beziehungsweise nicht ganz für zwei Flaschen des preisgünstigsten Champagners: «Ich glaube nicht an das reiche Ibiza» (Quelle: *Diario de Ibiza*).

Das tut dafür der andere Inselkönig, ach was, der Inselkaiser – Abel Matutes. Der 75-Jährige war die längste Zeit Politiker, beispielsweise Spaniens Aussenminister für vier Jahre. Heute gehören dem Milliardär Reedereien, Hotels, Klubs – darunter das «Privilege», laut Guinness-Buch der Rekorde die grösste Diskothek der Welt –, Restaurants sowie die wichtigste Baufirma; auf Wikipedia wird er als «eine der einflussreichsten Persönlichkeiten Ibizas» beschrieben, vermutlich eine Untertreibung.

Mit seinen Musikhôtels «Ushuaia» und «Hard Rock» hat er den ehemaligen Bettenburgen-Strand Playa d'en Bossa zwischen Ibizas Neustadt und Flughafen zum Reiseziel für Mehrbezahlter gemacht. Wenn man, übrigens, in sein «Hard Rock»-Hotel geht, kann es passieren, dass einem auf den paar Metern zwischen Vorfahrt und Halle erst Dealer ihre Drogen und dann Mädchen ihre Dienste anbieten – ein Zeichen, dass Gäste mit kleinem Budget gekommen sind.

Neuster *move* des alten Mannes: Er hat das «Space», den grössten Klub am Strand, ge-



Blick auf Es Vedrà.

Vielleicht hat's doch was auf sich mit der Mystik des Felsens.



Täglich 450 Namen auf der Warteliste: Restaurant-Cabaret «Lío».

geschlossen. Kommandes Jahr soll es in San Antonio wieder eröffnet werden – als Musikhôtel der gehobenen Klasse. Noch lehnen Politiker der zweitgrössten Stadt, gelegen im Westen der Insel, bewohnt fast ausschliesslich von Briten, zwar das Vorhaben ab. Es gebe bereits genug Unterhaltungsangebote – was wahrscheinlich stimmt, bisher aber den Inselkaiser nicht davon abhielt, sein Reich stetig zu vergrössern.

Naomi Campbell am Nebentisch

Zurzeit gilt, so sieht's aus, «Mehr ist mehr». Mehr Touristen, die mehr Kohle in immer teureren Klubs, Restaurants und Hotels raushauen wollen. Und können. Was sich gut trifft. Denn sie treffen auf Unternehmer und Landbesitzer, die mehr bieten und/oder immer mehr verdienen wollen. Ein Klubeintritt kostet zirka 80 Euro, ein Drink ebendort 15 Euro. Im «Heart», dem Gourmetrestaurant des «Ibiza Gran Hotel», zahlt man für ein Dinner, zubereitet von Superkoch Ferran Adrià Lehrlingen, 300 Euro, Getränke nicht inbegriffen; im «Downtown Ibiza by Cipriani» kann man für Pasta (Rigatoni alla Bolognese) 50 Euro ausgeben. Im «Nobu Hotel», das diesen Juli in «Ibiza Bay» – bisher bekannt als Talamanca, eine unauffällige Bucht bei Eivissa – eröffnet wird, kostet ein langes Wochenende 7500 Euro (Deluxe-Suite, mit Meersicht).

Kann eine Insel ertrinken? Möglicherweise schon – im Meer, falls die Landmassen, wie im Fall der Malediven, nur Zentimeter über den Wasserspiegel ragen. Und im «Mehr»? Die weisse Insel, vielleicht, wird es vorführen.

Wer solche Gedanken äussert, kommt sich irgendwie albern vor. Wie einer, der sich in die Lichterkette stellt, um zu protestieren, dass nicht mal hundert Kilometer vor Ibiza im Meer nach offenbar vorhandenem Öl gebohrt werden soll. Oder wie einer, der der schweizerisch-russischen Schönheitskönigin, die teuer «abshoppen» will, weil ihr Beau bezahlt, von kleinen Boutiquen erzählt, die Waren anbieten, die es nur auf der Insel gibt.

Meine Liebesgeschichte mit Ibiza begann vor etwas über einem Jahrzehnt; inzwischen habe ich mir ein kleines Haus geleistet. Ich mag nicht tönen wie der Sprecher am Ende einer TV-Sendung über ein Stück gefährdete Natur – «... dieses Paradies ist in Gefahr, denn das Schlimmste kommt erst...». Doch meine bisher schönste Erinnerung war nicht das Abendessen im teuersten Restaurant (Naomi Campbell und Adrien Brody am Nebentisch), nicht der Aufenthalt im privatesten Privatbereich eines Superklubs und nicht die Übernachtung in der Präsidentensuite des edelsten Hotels. Es war der Augenblick, als ich eines Frühsommersmorgens zur kleinen Insel Es Vedrà fuhr – vielleicht hat's doch was auf sich mit der Mystik des Felsens – und plötzlich ein Delfinpaar auftauchte. Sie begleiteten mein altes Mietmotorboot ein paar hundert Meter. Dann verschwanden sie wieder unter der glitzernden Oberfläche des tiefblauen Wassers.

Wissenschaft

Das Fortschritts-Märchen

Smartphones, soziale Medien, Digitalisierung – angeblich findet derzeit ein gewaltiger Umbruch statt. Im Vergleich zu früheren Epochen erweisen sich die Umwälzungen als mässig. Von Alex Reichmuth



Man redet von einer Reise zum Mars – seit Jahrzehnten.

Kein Politiker weibelt in Bundesbern so sehr in Sachen Digitalisierung wie FDP-Nationalrat Ruedi Noser. «Die Digitalisierung stellt die althergebrachte Ordnung fundamental in Frage», predigte er im letzten Herbst im *Sonntagsblick*. Der Elektroingenieur und Unternehmer forderte vom Bund zwei Milliarden Franken, um die «digitale Transformation» zu schaffen. Es seien hundert neue Professorenstellen im IT-Bereich zu schaffen. Am Getrommel beteiligt sich auch Nosers Parteikollege Marcel Dobler, der vor der Vernichtung jedes zweiten Jobs durch die Digitalisierung warnte, und Fathi Derder, der die Schaffung eines Staatssekretariats für Digitalisierung verlangte.

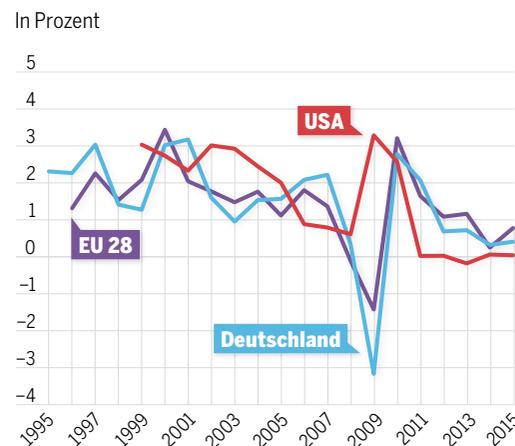
Apple, Google und Facebook

Das Gerede von der angeblich disruptiven Industrie 4.0 ist längst auf Regierungsebene angekommen: Schon letztes Jahr hat der Bundesrat eine Strategie «Digitale Schweiz» aufgelegt. Vor einigen Tagen schlug Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) vor, die digitale Bildung und Forschung mit jährlich 200 Millionen Franken zu fördern und im ETH-Bereich 25 zusätzliche Lehrstühle für Computerwissenschaften einzurichten.

Ob diese Massnahmen sinnvoll sind, sei dahingestellt. Hier soll die Weltsicht interessie-

ren, die hinter solchen Forderungen steht: Gemäss dieser ist die Gesellschaft heute mit beispiellosen technologischen Umwälzungen konfrontiert. Man sieht sich in einer Zeit, die vor Innovationen überquillt. In der Annahme, wegen der «digitalen Revolution» bleibe kein Stein auf dem anderen, fürchten viele um ihren Arbeitsplatz. Die Gefahr wird mit Firmennamen wie Apple, Google und Facebook assoziiert und typischerweise im amerikanischen Silicon Valley verortet – in der Erwartung, dass

Wachstum der Arbeitsproduktivität



QUELLE: OECD, BUNDESVERBAND DER DEUTSCHEN INDUSTRIE

Die Dynamik nimmt ab.

dort junge Kreativköpfe die Welt jederzeit mit einigen Post-its auf den Kopf stellen können: «Lauter Nerds, die sich nicht mehr an geschäftliche Konventionen halten, sondern mit lockerer Miene Revolutionen verkünden und dabei verwaschene Jeans tragen», so der deutsche Trendforscher Matthias Horx.

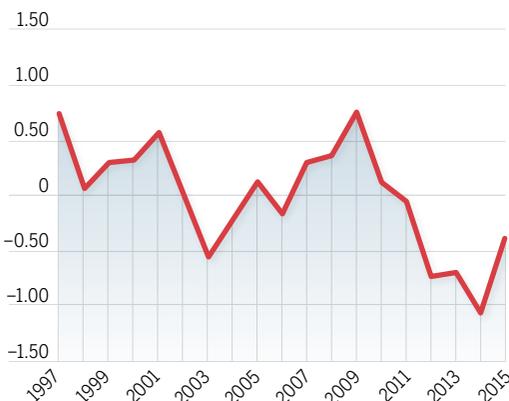
Als Beleg für den gefühlten Umsturz wird etwa die Verbreitung von Smartphones und Tablets angeführt. Die Chat-Funktion WhatsApp oder das Videoportal Netflix gelten als Ausdruck der vermeintlich rasanten Entwicklung. Und war da nicht die Firma Kodak, einst Marktführer für fotografische Ausrüstung, die die Digitalisierung verschlief und darum pleiteging? Exponentiell wachsende Rechenleistung soll jedenfalls der Treibstoff des rapiden Fortschritts sein. Das «Internet der Dinge» ist in aller Munde – in Erwartung, dass bald jede Spülmaschine und jeder Staubsauger intelligenter sei als man selber.

Radio und TV setzten sich schneller durch
Überhaupt, die Intelligenz aus dem Labor: Sie soll bald die Weltherrschaft übernehmen, machen uns Koryphäen der IT-Branche weis. «Künstliche Intelligenzen werden das Sonnensystem besiedeln und umgestalten», kündigte Jürgen Schmidhuber an, Pionier für selbstlernende Systeme (*Weltwoche* Nr. 51/16).

Gemach! Sogenannt disruptive technologische Neuerungen sind alles andere als ein neues Phänomen. Man versetze sich gedanklich in frühere Zeiten: Im 18. Jahrhundert gab es bahnbrechende Erfindungen wie die Dampfmaschine oder den mechanischen Webstuhl. Physische Arbeit konnte nun von Maschinen statt von Menschen und Tieren erledigt werden – vom althergebrachten Wasserradantrieb einmal abgesehen. Von England aus erfasste die industrielle Revolution die Welt. Dann kam die Elektrifizierung: Die Energie für die Maschinen war nun an beliebigen Orten verfügbar. Die Massenfertigung mittels Fließbändern setzte ein. Die Eisenbahnen

Start-up-Aktivität in den USA

1997–2015, indiziert



QUELLE: KAUFFMAN FOUNDATION

«Irgendwo zwischen scheintot und tot.»

setzten sich durch. Die Erfindung des Verbrennungsmotors führte um 1900 zu einer raschen Verdrängung von Pferdekutschen durch Automobile. Nicht zu vergessen: die Ausrüstung der Häuser mit Toiletten, eine sanitärische Revolution. Auch die Chemie machte Riesensprünge. Dank ihr konnte man immer mehr Materialien synthetisch herstellen. In der Medizin gab es Meilensteine wie die Entdeckung des Penicillins. Die aufkommende Pharmaindustrie produzierte massenhaft Medikamente, was zur spektakulären Erhöhung der Lebenserwartung beitrug. Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte die Entwicklung der Kerntechnologie, mit der riesige Energiereserven nutzbar wurden. Und bald reiste man ins All: 1969 verfolgten Millionen Menschen, wie Neil Armstrong den Mond betrat. Sie machten das vor dem Radio oder dem Fernseher – auch diese Geräte waren einst technologische Wundergeräte.

Und jetzt, im 21. Jahrhundert? Da macht die neuste Version des iPhones Schlagzeilen. Das würde unseren Ahnen wohl nur ein müdes Lächeln abringen, denn Kommunikation in

«Disruptionen sind langsamer und weniger bedrohlich, als es viele Mythen glauben machen.»

Echtzeit über weite Strecken gibt es schon seit dem 19. Jahrhundert: Damals wurde das Telefon erfunden. Seit das erste Smartphone auftauchte, sind im Übrigen auch bereits zehn Jahre vergangen. Sicher, das Internet und die Möglichkeiten, von überall her auf das gesammelte Wissen der Menschheit zuzugreifen, bedeuten eine beachtliche Neuerung. Aber diese setzt sich mitnichten so rasant durch wie angenommen: Gemäss der Zeitschrift *Technology Review* verbreiteten sich Radio- und Fernsehgeräte in den Haushalten einst deutlich rascher als später Computer und Mobiltelefone.

Wolfgang Halang, deutscher Spezialist für Informationstechnik, kritisierte den von der heutigen Generation reklamierten Anspruch einer vierten industriellen Revolution als «sicher vermessen und unseriös». Auch für die ständige Angst um den Arbeitsplatz besteht laut dem US-amerikanischen Innovationsforscher Nathan Furr wenig Anlass: «Disruptionen sind langsamer und weniger bedrohlich, als es viele populäre Mythen glauben machen.»

Abseits dessen, was Digitalisierung angeht, kommt erst recht nicht der Eindruck rasch voranschreitender Innovation auf: Biotechnologen können inzwischen zwar das menschliche Genom entschlüsseln. Aber das nützt uns bisher nicht allzu viel: Die Gründe der Alzheimer kennen wir immer noch nicht. Und der Kampf gegen Krebs ist längst nicht gewonnen. An der ETH Lausanne wollen selbsternannte Starforscher das Gehirn elektronisch nach-

bauen, aber erfahrene Neurologen erachten dieses Ziel vorderhand als Utopie. Die Gentechnik verspricht zwar revolutionäre Agrarprodukte, aber der Zusatznutzen bisheriger Entwicklungen auf diesem Gebiet ist eher bescheiden. Selbst in der Raumfahrt geht herzlich wenig: Man redet zwar von einer baldigen Reise zum Mars – das nun aber schon seit Jahrzehnten.

Wiederholung des Ewiggleichen

Zahlen belegen, dass Innovation und Fortschritt alles andere als durch die Decke gehen. Laut dem Bundesverband der Deutschen Industrie sinkt das Wachstum der Arbeitsproduktivität «in nahezu allen entwickelten Volkswirtschaften» seit rund zwanzig Jahren. Für die grösste Wirtschaftsmacht USA zeigen die meisten Indikatoren für Dynamik seit etwa dem Jahr 2000 eine rückläufige Tendenz: So werden weniger Firmen gegründet, die Startup-Aktivität nimmt ab. Die Brookings Institution registrierte 2014 «eine durchdringende Zunahme der Unternehmensverfestigung durch alle Gegenden und Sektoren während der letzten paar Dekaden». Der Internationale Währungsfonds (IWF) stellte 2015 fest, dass sich in Amerika das Wachstum der Gesamtfaktorproduktivität (ein Mass für den technologischen Fortschritt) in den letzten zwanzig Jahren halbiert hat.

Zumindest in den USA wird der Krebsgang der Innovation breit diskutiert. «Es wird offensichtlich, dass wir seit 1970 viel weniger Fortschritte gemacht haben und viel weniger Veränderungen in den Grundlagen des Lebens erreicht haben, als irgendjemand erwartete», schrieb Paul Krugman, Ökonom mit Nobelpreis. Innovation in Amerika sei «irgendwo zwischen scheintot und tot», diagnostizierte Investor Peter Thiel, einer der ersten Kapitalgeber von Facebook. Produktivitätsforscher Robert Gordon ist sich gar sicher, dass die Welt nie mehr so grundlegende Umwälzungen wie im «goldenen Jahrhundert» zwischen 1870 und 1970 sehen wird. Er hält vor allem die IT-Revolution für überschätzt.

Aber was ist mit der künstlichen Intelligenz, die laut Informatik-Crack Jürgen Schmidhuber nur auf «schnellere Hardware» wartet, um sich darauf «austoben» zu können? Alexander Mankowsky, beim deutschen Autobauer Daimler für Zukunftsstudien zuständig, hält sie für kontraproduktiv, was Innovationskraft angeht: «Künstliche Intelligenz könnte für eine Verlangsamung der Entwicklung sorgen, weil sie auf Basis von Daten aus der Vergangenheit lernt», sagte er zu *Technology Review*. Eine Zukunft mit künstlicher Intelligenz sei darum eine Wiederholung des Ewiggleichen. Möglicherweise wird also die Entwicklung der Waschmaschine im 18. Jahrhundert bedeutender für die Menschheit bleiben, als es das Wirken all der sogenannt superintelligenten Algorithmen je sein wird.



Thiel

Pulsmesser

Von Andreas Thiel

Liberaler: Dass es bei der SP keine Liberalen gibt, überrascht niemanden. Dass es bei der FDP auch keine Liberalen mehr gibt, ist beängstigend.

Journalist: Wie beurteilen sie die Amtszeit Didier Burkhalters?

Liberaler: Burkhalters Amtszeit war nicht die Amtszeit eines Bundesrates, sondern eine mehrjährige Homestory für die *Schweizer Illustrierte*.

Journalist: Aber Guy Parmelin ist noch liberal.

Liberaler: Leider mit der Begeisterungskraft eines Kipplasters, der mit einer Ladung Kies durch die Wüste fährt.

Journalist: Doris Leuthard betrachtet sich ebenfalls als liberal.

Liberaler: Leuthard ist linksliberal. Sie verkauft die Zukunft, kassiert aber in der Gegenwart.

Journalist: Als linksliberal sieht sich Simonetta Sommaruga.

Liberaler: Sommaruga macht Politik fürs Poesiealbum. Sie fordert Rechte, welche andere Generationen bereits erstritten haben, bekämpft Probleme, welche andere Generationen bereits gelöst haben, und schlägt dabei Wege ein, welche andere Völker bereits in den Abgrund geführt haben.

Journalist: Noch weiter links politisiert Alain Berset.

Liberaler: Berset ist ein übler Nationalist.

Journalist: Ein Nationalist?

Liberaler: Sozialdemokraten sind die ärgsten Nationalisten. Seit die sozialistische Internationale an der Realität gescheitert ist, versuchen sie auf der ganzen Welt möglichst viele Elemente des Sozialismus auf nationaler Ebene durchzusetzen. Leider mit Erfolg. Das Resultat sind von der Stasi betriebene Vergnügungsparks.

Journalist: Was ist mit Ueli Maurer?

Liberaler: Entweder ist der Typ völlig aufgeblasen und hat ein grosses Defizit, oder ich verwechsle ihn mit der Bundesverwaltung.

Journalist: Und Johann Schneider-Ammann?

Liberaler: So sieht es aus, wenn man die Stelle des Hirtenhundes mit einem Schaf besetzt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Im grünen Bereich

Spielfreudige Hobbymusiker in der Zürcher Tonhalle; grosse Ehre für Christian Jott Jenny in St. Moritz; Klosters Music Festival. Von Hildegard Schwaninger

Was für ein Abend in der Zürcher Tonhalle! Kurz bevor sie wegen Umbaus geschlossen wird und in die Maag-Halle übersiedelt (erstes Konzert am 18. September), gab es noch einmal Full House. Und einen Jubel, der nicht enden wollte. Es spielte das Orpheum Supporters Orchestra, ein Laienorchester aus Unterstützern der Orpheum-Stiftung, die junge Musiker fördert. Auf dem Podium also begeisterte Hobbymusikanten. Motto: «Wer im Beruf die erste Geige spielt, spielt hier oft die zweite.» Im Saal sah man TV-Frau Sabine Dahinden, die ihrem Mann, dem Herzchirurgen Thierry Carrel, der Posaune spielte, die Daumen drückte. Christine Coninx fieberte für ihren Mann, Hans Heinrich Coninx, der sich aufs Cello konzentrierte. Auf dem Podium sah man Nationalrätin Christa Markwalder (Cello) und Publizistin Esther Girsberger (Geige). Drei Herzspezialisten unter den Musikern und eine Augenärztin – also alles im grünen Bereich, hätte es einen medizinischen Notfall gegeben. Den gab es nicht, sassen doch ausnahmsweise viele junge Leute im bis auf den letzten Platz besetzten Saal: Söhne, Töchter, Enkel, Nichten und Neffen der Spielenden.

Die Spielfreude war mitreissend, und Howard Griffiths, der das Orchester mit der ihm eigenen Verve dirigierte, tat das seinige dazu. Es wurde ein grossartiger Abend mit guten Schwingungen von A bis Z.

Die Orpheum-Stiftung, auf Initiative von Hans Heinrich Coninx, der Stiftungsratspräsi-

dent ist, vor über 25 Jahren ins Leben gerufen, unterstützt junge Künstler. Zwei von ihnen zeigten an diesem Konzert ihre Kunst. Der 1992 geborene Russe Nikolay Khozyainov spielte das Klavierkonzert a-Moll von Edvard Grieg, die 1989 geborene Südkoreanerin Bomsori Kim ein Violinkonzert von Camille Saint-Saëns. Das Orchester intonierte die «Aladdin-Suite» von Carl Nielsen und das «Capriccio espagnol op. 34» von Nikolai Rimski-Korsakow – also ein richtig süffiges Programm, und, als Zugabe «Ohne Sorgen» von Joseph Strauss, bei der sich das Auditorium gerne mitreissen liess, als Howard Griffiths zum Mitsummen animierte.

Die Orpheum-Stiftung hat im Lauf der Jahre auch Künstler unterstützt, die heute Weltstar-Format haben: Der Schlagzeuger Martin Grubinger und die Violinistin Vilde Frang waren Stipendiaten.

Im Publikum sah man den Publizisten Gerhard Schwarz, der im Stiftungsrat ist, den Schriftsteller und Psychotherapeuten Jürg Acklin mit seiner Frau Beate Acklin und den Publizisten Lukas Niederberger, früher Jesuit und heute glücklich verheiratet. Lukas Niederberger organisiert, wie jedes Jahr, auch heuer die 1.-August-Feier auf dem Rütli.

Apropos Schweizer Nationalfeiertag: Christian Jott Jenny, der mittlerweile im ganzen Land bekannte Organisator des Festival da Jazz im Engadin, wird zehn Jahre nach dessen Gründung auch von den Ureinwoh-



Fast verliebt

Innere Reinigung

Von Claudia Schumacher

Maxim hat den Ausstieg aus seinem Aufreisserdasein angekündigt – und keiner hat's geglaubt. Es schien auch, als habe mein Cousin nur gejammert, als er wochenlang mit Grippe darniederlag wie

ein gebrochener Mann. In Krankheitsphasen überdenkt man ja gerne sein Leben, nur um danach genauso weiterzumachen wie vorher. Entsprechend ging Maxim, gerade wieder auf den Beinen, auch erst mal nach London für ein Sexwochenende mit einer alten Flamme aus L. A. – und wurde ihrer, wie jeder anderen Frau zuvor, schnell überdrüssig. Danach schrieb er mir auf Whatsapp: «Das war vielleicht wieder eine reiche, kleine, weisse Einzelkind-Tussi, die viel zu viel Aufmerksamkeit gebraucht hat!» Dazu zwei Emojis: ein Kopf und eine Pistole. Bumm.

«Nur eine Bereinigung», meint Maxim. «Ich musste eben erst mal alle bestehenden Bindungen nach ordentlicher Prüfung beenden.» Aber jetzt, verkündet er glücklich, jetzt sei die Zahl seiner aktiven Frauen bei null! Das erste Mal seit drei Jahren habe er keine am Start. «Bei zweien besteht zwar noch



Mitreissend: Starchirurg Carrel (r.) in der Tonhalle.



1.-August-Ansprache: Unternehmer Jenny.



Vivaldi und Bach: Akkordeonistin Chassot.

nern von St. Moritz akzeptiert. Ihm wird höchste Ehre zuteil: Er wurde eingeladen, die 1.-August-Rede zu halten.

Von St. Moritz durch den Vereinatunnel nach Klosters: Der Sommer in den Bergen will bewirtschaftet werden, und so findet auch in Klosters erstmals ein Musikfestival statt, vom 2. bis 6. August. Gstaad hat den Tourismusmagneten klassische Musik längst entdeckt, das Menuhin-Festival ist seit Jahren etabliert, hat diesen Sommer bereits begonnen und dauert noch bis Mitte September. Und Davos hat das Festival Young Artists in Concert, das auf junge Musiker setzt (5. bis 19. August), noch von Michael Haefliger gegründet, der mittlerweile als Intendant des Lucerne-Festivals in der obersten Liga der Festival-Weltelite spielt.

Das Klosters Music Festival, dessen Spiritus Rector Marco A. Meyer ist, setzt auf Barockmusik. Gespielt wird Musik von Vivaldi und Bach. Zwei Schweizer Musiker sind die Protagonisten: der Flötist Maurice Steger und die Akkordeonistin Viviane Chassot (Konzert in der Kirche St. Jakob). Das Festival wird auch das Hotel «Vereina» beleben: Dort finden die Post-Concert-Partys statt.

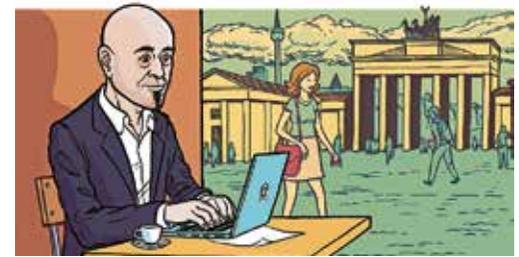
Künstlerischer Direktor des Festivals ist David Whelton. Festivaldirektor Marco A. Meyer ist in der Schweizer Kulturszene kein Unbekannter: Er vertritt die Interessen von Schauspieler Klaus Maria Brandauer, organisierte den Kontakt zum Zürcher Kammerorchester (ZKO), was zu Dichtung-und-Musik-Abenden mit dessen Musikdirektor, Geiger Daniel Hope, und dem ZKO führte.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

nüchtern. «Ich glaube schon. Jemand, der sich immer nur fast verliebt, ist vielleicht einfach zu weit weg von sich selbst.»

Neulich war Maxim mit einem Freund, einem Theaterschauspieler, den die Fast-Liebe ebenfalls zerrieben hatte, in Tirol. Dort gingen sie spazieren. Tranken keinen Alkohol. Und schauten das Kulturprogramm im Fernsehen. Besonders in Erinnerung blieb die Sendung «Lärm: Was tun gegen Lärm?». Maxim ist jetzt grosser Arte-Fan. Von einem Extrem ins nächste: Ein Mann wie Maxim kann auch bei der Entschleunigung nicht langsam machen. Seelische Hardcore-detox. Aber solange er nicht im Zuge seiner Seelenbetastung seinen Job kündigt, um sich von den Tibetern unterweisen zu lassen, braucht er wohl keine Intervention. Soll er sich doch finden. War noch nie eine schlechte Idee.



Unten durch Pizza

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, du stehst beruflich unter Druck und hockst um ein Uhr nachts noch vor dem Bildschirm im Büro, aber jetzt gönnst du dir mal zehn Minuten Pause, und in der Zeit könntest du dir entweder im Internet im Inkognito-Modus einen ganz kurzen Porno anschauen zum Chillen, oder du könntest die Zeit nutzen, um etwas zu essen, das hast du schon lange nicht mehr getan, oder du könntest das Angenehme mit dem Notwendigen verbinden und während des Pornos eine kleine Margherita verdrücken, und genau für diesen Kompromiss entscheidest du dich. Du rufst den Hauslieferdienst «Pizza Subito» an, die liefern laut Flyer binnen vier Minuten, du hast keine Ahnung, wie sie das machen, vermutlich haben sie ihre Pizzaboten zu Drohnen umgebaut, oder sie lügen einfach, und es dauert in Wirklichkeit viel länger. Und genau so ist es. Der Pizzabote klingelt erst, als die Frau im Porno sagt: «Du hast mich in die Steinzeit gefickt!» – es war ein deutscher Porno, da schieben sie meistens am Schluss noch was Philosophisches rein. Du öffnest die Tür und sagst zum Pizzaboten: «Das wäre ja selbst in der Steinzeit schneller gegangen!» In diesem Moment merkst du, dass du den Boten kennst, das ist doch Michi Balmer, der mit dir an der Uni war, mit dem hast du mal im Stadtpark einen LSD-Trip geschmissen, und kurz darauf sahst du überall Spinnen, aber er sah das Zentrum des Universums. Er war immer der Coole und hat später mit einer Elektronikfirma Millionen gemacht, weshalb du dich wunderst, dass er jetzt Pizza ausliefert.

Als du ihn fragst, murmelt er etwas von Krise, Fehlinvestition, Herzinfarkt, und dann will er 19 Franken 50 von dir für die Margherita, die kalt ist, das spürst du, als er dir den Karton in die Hand drückt. Er sieht abgekämpft und alt aus und ist total durchnässt vom Regen (das gilt auch für den Karton), und der eisige Hauch des Schicksals weht dir ins Gesicht: So tief kann ein erfolgreicher Unternehmer stürzen! Und du bist noch nicht mal ein Unternehmer, geschweige denn erfolgreich: Wie tief wirst du erst stürzen, wenn du nicht aufpasst! Du weisst, du musst jetzt sofort weiterarbeiten! Keine deut-

» Fortsetzung auf Seite 72

die Gefahr, dass sie sich wieder melden», fügt er dann doch an. «Aber die bekomme ich auch noch abgewehrt!» Er findet sich mal wieder ganz toll für das, was er macht. Und wie so oft, ist es von aussen nicht recht nachvollziehbar. Aber Maxim hat einen Plan: Er müsse sich endlich auf sich selbst konzentrieren, um überhaupt in den Zustand kommen zu können, wo er die Richtige erkenne, wenn sie vor ihm stehe. «Mich nerven die ganzen Storys um die Frauen-die-fast-was-hätten-werden-können langsam echt selber», meint er und klingt dabei so sauer, als hätte ihm jemand etwas getan, nicht umgekehrt.

Hätte Maxim die richtige Frau in den letzten Jahren überhaupt gesehen? Stand sie vielleicht vor ihm, aber er hat in seinem Fleischwahn nur konsumiert? War er insgeheim selber zu unsicher, zu instabil und unruhig, um sich auf etwas Festes einzulassen? «Ja», sagt Maxim

»» Fortsetzung von Seite 71

schen Pornos mehr zwischendurch! Du gibst Michi Balmer, der einst auf der Frontseite der Lokalzeitung mit einer zwanzig Jahre jüngeren Lettin vor einem roten Porsche 911 posierte, fünf Franken Trinkgeld, und er steckt es ein und murmelt: «Kann ich gut brauchen.» Als er weg ist, wirfst du die Pizza in den Papierkorb und arbeitest ohne Unterbruch bis zum Morgengrauen. Deine Tasten klappern wie die Hufe winziger, in Panik geratener Pferde. Du bist über fünfzig, aus Sicht des Arbeitsmarktes ein lebender Toter, wenn du keine Leistung lieferst und dein Chef dich entlässt, werden sie dir auf dem Arbeitsamt den Kopf unter Wasser drücken, damit du aus der Statistik verschwindest. Was sagte Michi Balmer? Krise? Herzinfarkt? Beides kriegst du auch gleich, wenn du nicht bald etwas isst. Aber zuerst willst du die Materialkosten noch mal durchrechnen, Fehler wären tödlich.

Erst als die Sonne schon über den Dächern steht, holst du die Pizza aus dem Papierkorb, und als du dir endlich den ersten Bissen gönnst, kommt dein Chef ins Büro. Er sieht nicht, dass du schon da bist, er sieht nur, dass du isst, und sagt: «Soso, Frühstück während der Arbeitszeit.» Du sagst: «Bin schon fertig», und wirfst die Pizza wieder in den Papierkorb. Gegen Mittag ist der Kostenvoranschlag fertig, aber jetzt musst du die Präsentation abliefern, dabei bist du so müde, dass du Spinnen siehst, wie immer, wenn du erledigt bist: eine Spätfolge jenes LSD-Trips. Eine der Spinnen sagt zu dir: «Hallo, Michi Balmer, was läuft ab?» Du erschlängst sie mit dem Ausdruck des Kostenvoranschlags, und dein Chef sieht es und sagt: «Ich schlage vor, Sie holen jetzt, anstatt hier zu randalieren, für uns alle eine Pizza.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Wurzelechte Zyprioten

Von Peter Rüedi

Auch im Weinbau macht die Geschichte die Moden, und manchmal wird in kurzer Zeit zum Exoten, was noch wenig zuvor im Trend lag. Zypern ist so ein Fall. An den mittelalterlichen Höfen hochgeschätzt, erlebte der Weinbau dort unter der osmanischen Herrschaft (1571–1878) einen brutalen Niedergang, dann unter britischer Verwaltung (1878–1960) einen relativen Aufschwung als Lieferant von wohlfeilen Ersatzsherrys oder Süssweinen. In jüngerer Zeit ist die Trendwende hin zu einer Qualitätsproduktion in Zypern unübersehbar. Für die meisten Mitteleuropäer sind zypriotische Weine zwar noch immer Exoten. Aber die Gemeinde derer, welche die Anstrengungen der jüngeren Generation von Weinmachern hauptsächlich im Bereich hochwertiger, aber nicht ganz leicht zu handhabender autochthoner Sorten wahrnehmen und wertschätzen, nimmt zu. Weine aus den weissen Sorten Xynisteri oder Spourtiko, den roten Maratheftiko oder Yian-noudi schmecken anders als alle andern. Sie sind allesamt «Direkträger».

Da Zypern weltweit eine der ganz wenigen Weingegenden ist, wo die Reblaus nicht an den

Wurzeln nagte, entfällt hier die Pflicht, die Reben auf resistente Unterlagen aufzupfropfen. So sind die zypriotischen Autochthonen noch ein bisschen autochthoner als die andern einheimischen Gewächse querweltein. Einer der Pioniere im Bereich der zypriotischen Autochthonen ist der Winzer Andreas Kyriakides, der 1987 seinen ersten privaten regionalen Betrieb gründete und ihn mit der Lage seiner Rebberge in einer Höhe von 800 bis 1150 Metern (!), 25 Hektaren an den Hängen des Troodos-Gebirges, Vouni Panayia nannte. Inzwischen führen seine beiden in Florenz zu Önologen ausgebildeten Söhne Yannis und Pavlos den Betrieb. Ihr Maratheftiko 2013 (dass wir den Zungenbrecher bereits fliessend zu Papier bringen, mag ein Zeichen zunehmender Akzeptanz von Weinen aus Zypern sein) ist ein vollmundiger, reicher, dennoch eleganter, nicht allzu alkoholischer Roter, mit einer Nase nach dunklen Beeren, reifen Kirschen, etwas Rauch. Sehr würzig am Gaumen, etwas Vanille vom neuen Holz. Noch jünger ist die Entdeckung einer Autochthonen namens Yiannoudi (an der Orthografie arbeiten wir noch): reife dunkle Kirschen, eine Spur Schokolade. Integrierte, aber präzise Tannine.

Eine Rarität: Nicht mehr als 3000 Flaschen wurden abgefüllt (vom Maratheftiko immerhin das Doppelte). Tolle Weine, alle beide, in jedem Fall einen Versuch wert, die Freunde zu verblüffen. Und zweifellos viel Wein für den (angesichts der Produktionsmenge) mehr als angemessenen Preis. Wobei: In diesem Falle kommt der Genuss vor der Seltenheit und die Seltenheit vor der Wohlfeilheit. Hätte Karl Valentin gesagt, wäre ihm zwischen seinen bayrischen Bieren seinerzeit so ein Wein untergekommen.

Vouni Panayia Barba Yiannis Maratheftiko 2013. 13%. Paphos-Weine, MuttENZ. Fr. 25.–, www.paphosweine.ch

Vouni Panayia Yiannoudi 2014. 13,5%. Dasselbst. Fr. 32.–

DIE  WELTWOCH

Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

www.weltwoche.ch/probeabo

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo
8 Ausgaben
nur Fr. 38.–





Motorrad

Meine Töffsaison (III)

Es kann nur einen geben: Vom Wunsch eines massgeschneiderten Motorrads. *Von David Schnapp und Thomas Buchwalder (Foto)*

Wie in jedem Klischee steckt auch in diesem ein Stück Wahrheit: Motorradfahrer sind oft Individualisten, die zumindest im Kleinen ihre eigenen Wege gehen oder fahren. In Amerika – so stelle ich mir das vor – ist ein Motorrad immer noch ein starkes Symbol für die (persönliche) Freiheit. Und es scheint in einer Zeit, in der staatliche Organe jedem ungefragt Ratschläge – zum Beispiel zur korrekten Ernährung – erteilen, einen wachsenden Drang nach individuellem motorisierten Ausdruck zu geben.

Die kleine, feine Firma VTR Customs aus Schmerikon (die Individualisierungsabteilung von Stucki 2 Rad) macht aus ganz normalen Töffs schillernde Einzelstücke, die so unverwechselbar sind wie die Leute, die sie fahren. Mit meiner BMW R nineT, auf der ich meine diesjährige Töffsaison bestreite (*Weltwoche* Nr. 18 und 24/17), hatte ich die perfekte Maschine für einen Umbau nach Mass. Daniel Weidmann, Geschäftsführer und Mitinhaber von Stucki 2-Rad-Center und VTR, ist ein sympathischer,

leicht spröder Mann, der sich so viel Verrücktheit bewahrt hat, um ziemlich ausgefallene Motorräder zu bauen.

Eine BMW K100 RT hat Weidmann mit Teilen eines alten Boesch-Boots veredelt, nun überziehen Holzplanken das Bike, das er auf den Namen Boes.ch 110 getauft hat. Andere rüstet er für Dragster-Rennen mit Kompressor und Lachgaseinspritzung aus, und weil eine R80 von 1988 einmal der Kantonspolizei Zürich gehört hat, nennt er sie liebevoll «Wachtmeister Studer».

Die Individualisierungswünsche für meine R nineT waren etwas bescheidener: andere Farbe, schwarz lackierte Teile, kürzeres Heck, elegantere Leuchten, neuer Sattel ... «Die Seele

BMW R nineT Custom

Leistung: 110 PS/81 kW, Hubraum: 1170 ccm
Höchstgeschwindigkeit: über 200 km/h
Preis: Fr. 16 250.–, Umbau: Fr. 10 620.–

des Motorradfahrens» verspricht VTR auf seiner Website, und Weidmann sagt, wenn man alles aus dem Internet bestellen könne, sei ein wachsender Markt für Produkte, in denen Handarbeit und Herzblut stecke, die logische Gegenbewegung.

Die perfekte Hülle

Drei Wochen später ist aus meiner Maschine ab Stange ein massgeschneiderter Töff geworden. Die R nineT ist sowieso die perfekte Hülle für solche Unternehmungen. Sie erlaubt schon ab Werk gewisse Individualisierungen, und kaum ein Bike verlässt Daniel Weidmanns Geschäft Stucki 2 Rad, ohne beim hauseigenen Tuner VTR einer leichten Überarbeitung unterzogen worden zu sein.

An meinem Töff haben sie etwas länger gearbeitet, genau siebzehn Positionen wurden verändert – vom Rizoma-Lenkerspiegel bis zu einem neuen Sattel in Vintage-Optik. Und weil ein Journalist auf dem Töff sitzt, hat Weidmann eine Halterung mit Notizblock, Stift und Agenda am Heck angebracht.

Customizing ist vergleichbar mit ästhetischer Chirurgie, man kann damit viel Gutes bewirken, aber die Kunst, die jemand wie Weidmann beherrscht, besteht darin, das richtige Mass zu finden: Vom Individualisten mit Sinn für Gestaltung bis zum Clown auf zwei Rädern ist es oft nur ein kurzer Weg.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als leidenschaftlicher Hobbyrennfahrer mit seinem Rennrad in der kleinstmöglichen Übersetzung erbärmlich langsam und mühselig einen grossen Alpenpass hinauffahren, um kurz vor der Passhöhe auf das grosse Kettenblatt zu wechseln, aus dem Sattel in den Wiegetritt zu gehen sowie ein Lächeln aufzusetzen, um sich dann an den erstaunten und bewundernden Blicken der dort zufällig herumstehenden Menschen für einen zu ergötzen und zu befriedigen? *Peter Isler, Zürich*

Ja. Doch man darf nicht erwarten, dass die Rechnung aufgeht. Leute, die zufällig herumstehen und sich nicht für den Radsport interessieren, werden den Velofahrer nur flüchtig anschauen. Vielleicht nehmen sie ihn wahr, weil er lächelt oder ein spezielles Trikot anhat, aber auf die Übersetzung, die er gewählt hat, werden sie nicht achten. Bewunderung ist von ihnen also nicht zu erwarten. Aber vielleicht sind auch Leute auf dem Pass, die bei Velos drauskommen. Die werden denken: Der hat ja einen viel zu grossen Gang drin, der sollte mal bei uns lernen, was *souplesse* heisst. *Beat Gygi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Tatsache ist doch, dass sich viele Frauen magisch von brutalen Machos angezogen fühlen.» *Jürg Streuli*

Ewig gleiche Litanei

Nr. 28 – «Warum ich mich schlagen liess»; Anna Bischoff über Gewalt in der Partnerschaft

Der Bericht betet die ewig gleiche Litanei von der Schlechtigkeit der Männer. Gewalt ist vorbehaltlos zu verurteilen. Tatsache ist jedoch, dass sich viele Frauen magisch von brutalen Machos angezogen fühlen – wie etwa die Gefängniswärterin, die einem Vergewaltiger zur Flucht verhilft und ihn heiratet. Mörder erhalten Liebesbriefe im Gefängnis. Es sind auch die Frauen, die sich von ihren Trieben ins Verhängnis leiten lassen. *Jürg Streuli, Wetzikon*

Kuscheljustiz

Nr. 28 – «Er lacht über die Schweizer Gesetze»; Silvana Guanziroli über das milde Strafmass für drei kriminelle Dominikaner

Meine Wut wird immer grösser. Nicht nur diese Täter aus der Dominikanischen Republik, auch alle von uns freundlich aufgenommenen Flüchtlinge lachen über unsere Kuscheljustiz. Der eigenen Bevölkerung wird ein Maulkorb aufgesetzt – sonst wird man als Rassist verschrien. Ich fühle mich in meiner Heimat nur noch als Fremde. Mein einziger Trost ist, dass ich bereits 66 Jahre alt bin. Die Jungen oder ihre Nachkommen werden das Multikulti teuer bezahlen. Fremde Kulturen werden die Macht übernehmen und die Eidgenossen verdrängen. *Nelly Hägi, Niederrohrdorf*

Bürgerkriegsgewalt

Nr. 28 – «Personenkontrolle»; René Zeller über einen Auftritt von Philosophieprofessor Georg Kohler in der «Tagesschau»

Bin ich ein «Krawallverniedlicher»? – Gewiss nicht. Nur: Die Frage, die ich zu beantworten hatte in der «Tagesschau», war nicht, ob ich diese *riots* schlimm finde oder nicht (ich finde sie sehr schlimm; man muss mit allen vernünftigen Mitteln versuchen, so etwas zu verhindern; und man muss zugeben, dass die Polizei nicht mit dieser Bürgerkriegsgewalt gerechnet hat – was bedeutet, dass bei einem nächsten Mal genau solche Szenarien vorzubereiten sind), sondern ob es richtig gewesen wäre, entweder à la China die Veranstaltung in eine entleerte Stadt zu verlegen oder irgendwo in die Wüste. Auf diese Frage hatte ich etwas zu sagen – und erklärte, dass ich glaube, dass es trotz allem richtig sei, nicht aus Angst vor solchen Ereignissen («Krawall» finde ich ein zu verniedlichendes Wort) auf belebte demokratische Grosstädte als Austragungsort zu ver-

zichten. Ausserdem – und das hätte wahrscheinlich längere Erklärungen gebraucht, um es ohne weiteres verständlich zu machen (was aber in einem «Tagesschau»-Beitrag nicht möglich ist) – bin ich davon überzeugt, dass sich freiheitliche Gesellschaften eben immer wieder konfrontieren müssen mit den Kräften und Strömungen, die (fast immer aus Gründen, die ich persönlich nicht teile) die gegebene Ordnung falsch oder menschenfeindlich finden. Sie dürfen ja nicht vergessen, dass in Hamburg auch Zehntausende friedlich gegen den G-20-Gipfel demonstrierten.

Georg Kohler, em. Professor für politische Philosophie

Besucher auf Lebenszeit

Nr. 28 – «Rassismus wird verharmlost»; René Zeller im Gespräch mit dem Nigeria-Schweizer Celeste Ugochukwu

Gemäss den im Netz deponierten Daten beherrscht Celeste Ugochukwu vier Sprachen schriftlich und mündlich fließend, hat in seiner Heimat Philosophie und Psychologie studiert, um später in der Schweiz noch ein juristisches Studium erfolgreich abzuschliessen, und kann hier in selbstkreierten Funktionen frei wirken. Da fragt man sich nach Kenntnis seiner Äusserungen in der *Weltwoche*, ob Herkunft und Potenzial des Herrn Ugochukwu nicht segensreicher eingesetzt werden könnten als im Beklagen einer im Gastland vermeintlich herrschenden Rassendiskriminierung. In einem Gastland notabene, in dem er gar nicht als Gast wahrgenommen werden möchte. Seine Äusserungen sind geradezu geeignet, Rassismus zu schüren. *Hans Christian Müller, Zürich*

Aus Wikipedia: «Das Wort <Gast> bezeichnet heute einen zum Bleiben eingeladenen Besucher.» Der Gast wird also vom Gastgeber eingeladen. Des Weiteren: «Allgemein hält sich ein Gast immer nur für begrenzte Zeit beim Gastgeber auf.» Herr Ugochukwu definiert «Gast» offensichtlich sehr kreativ. Der Begriff «Invasor» trafe für einen nicht eingeladenen Besucher auf Lebenszeit, der ohne Leistung die Ressourcen der einheimischen Bevölkerung beansprucht, wohl eher zu.

Alex Grendelmeier, Aarburg

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

1		2		3		4	5			6	7	8		9
						10				11				
12	13		14							15				16
17						18								
	19													
						20				21	22			
23		24		25						26				
27						28						29	30	
31			32		33					34				
		35				36					37			
38											39			
		40									41			

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Eingeschworene Schweizer

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Vom Amerikanischen ins Deutsche oder umgekehrt, gleichzeitig geht es dann so. 6 Muss man sogar bei Steuererklärungen tun. 10 Ostafrika: Name des Flusses wie der Hauptstadt. 12 Sie lebt mit einem Mann zusammen. 15 Bei solchem Koller – kein Anfall, sondern oft mit Beifall. 17 Ein Ort für die Stillen gemäss Gottes Willen. 18 Kommt Zeit, kommt Rat, das trifft hoffentlich auch auf ihn zu. 19 Für Genfer immer zwischen Freitag und Sonntag. 20 Himmlisch, nordisch: für die alten Griechen war es Phoenice. 23 Für Uhrmacher eine Uhr, die aus mehr als einer Uhr besteht. 26 Rekord: Sie gilt als schnellste unter den Hauskatzen. 27 Kurz gesagt: Auch Macron kennt die französische Elitehochschule. 28 Was nun: Handelsvertreter oder halt doch Tourist? 31 Fakt ist, dass alles nur so richtig zu gebrauchen ist. 34 Genau genommen Versuche, sich klar auszudrücken. 35 Während der eine stützt, buckelt der andere. 37 Hinter der Mauer auf der Lauer, zum Glück Geschichte. 38 Ach, vergib mir, wird er später klagen. 39 Aussagen, bei denen keiner wagen sollte, sie später zu verneinen. 40 In unserm Innern bildet sie einen flüssigen Stoff. 41 So ein Blödsinn - typisch Mr. Bean!

Senkrecht — 1 Gazpacho ist eine typische auf der Iberischen Halbinsel. 2 Geborene Botía, spanische Liedermacherin. 3 Reihe, dazu Front und Kontur. 4 Wir können ihn auch einfach Nachbar nennen. 5 Iran: pittoreske Stadt, exklusiver Teppich. 6 Mit ihr können Güter transportiert werden. 7 Für den harten Gummi nehme man Naturkautschuk und Schwefel. 8 Teils ist er heroisch, teils einfach nur glücklich. 9 Farbe, nicht für Schwarzseher sondern für Glücksspieler. 11 Tun, das andere teilhaben lässt. 13 Mit ihm ist der Film garantiert am Ende. 14 Ein klar vervielfachtes Tempo. 16 Was damit beginnt, endet spätestens beim Verabschieden. 21 Leitet z. B. einen Objektsatz ein. 22 Für solche Tätigkeit braucht es Zucker oder Honig. 23 Die Form der Zellteilung läuft nur bei Keimzellen ab. 24 Nagetiere, teils mit menschlichem Antlitz. 25 Ein Bogen ohne Pfeile aber mit Pfeilern. 29 Passt nur bei mehreren Schweizer Nationalmannschaften. 30 Für Soziologen: Paar als einfachste soziale Beziehung. 32 Sie stehen zur Wahl: Dorf bei der Reuss oder beim Biglenbach. 33 Keine Frage: da ist viel Pech im Spiel. 36 Das geht ganz nach französischem Belieben.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 526

	K	N	O	E	P	F	L	I		H	I	L	L	
A	I	T		S	A	L	A	N	G	A	N	E		I
B	L	A	N	C	P	A	I	N		A	S	T	R	A
G	I	G		H	I	N	T	E	R	G	E	H	E	N
A		A	B	E	N	D		R			L	E	I	D
B	A	R	O	N		E	H	E	L	O	S		M	
E	L	A	T		F	R	E	I	E		T	A	S	S
T		T	H	A	N	I		S		T	A	N		E
S	A	I	L	E	R		T	E	E	W	A	G	E	N
H	E	T	E	R	O	G	E	N		E	T	A	T	S
O	R	A		B			R	E	B	E		R	U	E
W	E	L	T	A	L	L		Z		D	R	A	J	N

Waagrecht — 1 KNOEPFLI 8 HILL (Terence, Film: Mein Name ist Nobody) 11 AII 12 SALANGANE 14 BLANCPAIN 15 ASTRA (lat. f. Sterne) 17 GIG 18 HINTERGEHEN 19 ABEND 21 LEID 22 BARON 24 EHELOS 27 ELAT (israel. Hafenstadt, einziger Zugang z. Roten Meer und Ind. Ozean) 28 FREIE 29 TASS (-e) 32 THANI 34 STAN 36 SAILER (engl. f. Segler bzw. Segelboot) 38 TEEWAGEN 41 HETEROGEN 42 ETATS (-Unis, franz. f. Vereinigte Staaten) 43 ORA(-nge) 44 REBE 45 RUE (Doppelmord in der Rue Morgue, Erzählung von E.A. Poe) 46 WELTALL 47 DRAIN

Senkrecht — 1 KILI 2 NIAGARA 3 (Gemeine) ESCHEN 4 PAPIN (Papin'scher Topf) 5 FLANDERN 6 LAIT (franz. f. Milch) 7 INNEREI 8 (Den) HAAG 9 INSELSTAAT 10 LETHE 11 ABGABE 13 LAND 16 REIMS 20 BOTTLE (engl. f. Flasche) 23 ALTAERE 25 HEITER 26 LESE 28 FARO 30 ANGARA 31 SENSEN 33 HERBA (lat. f. Gewächs etc.) 35 TWEED 36 SHOW 37 ITAL 39 ENEZ 40 ETUI

Lösungswort — **KRAEMERLATEIN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

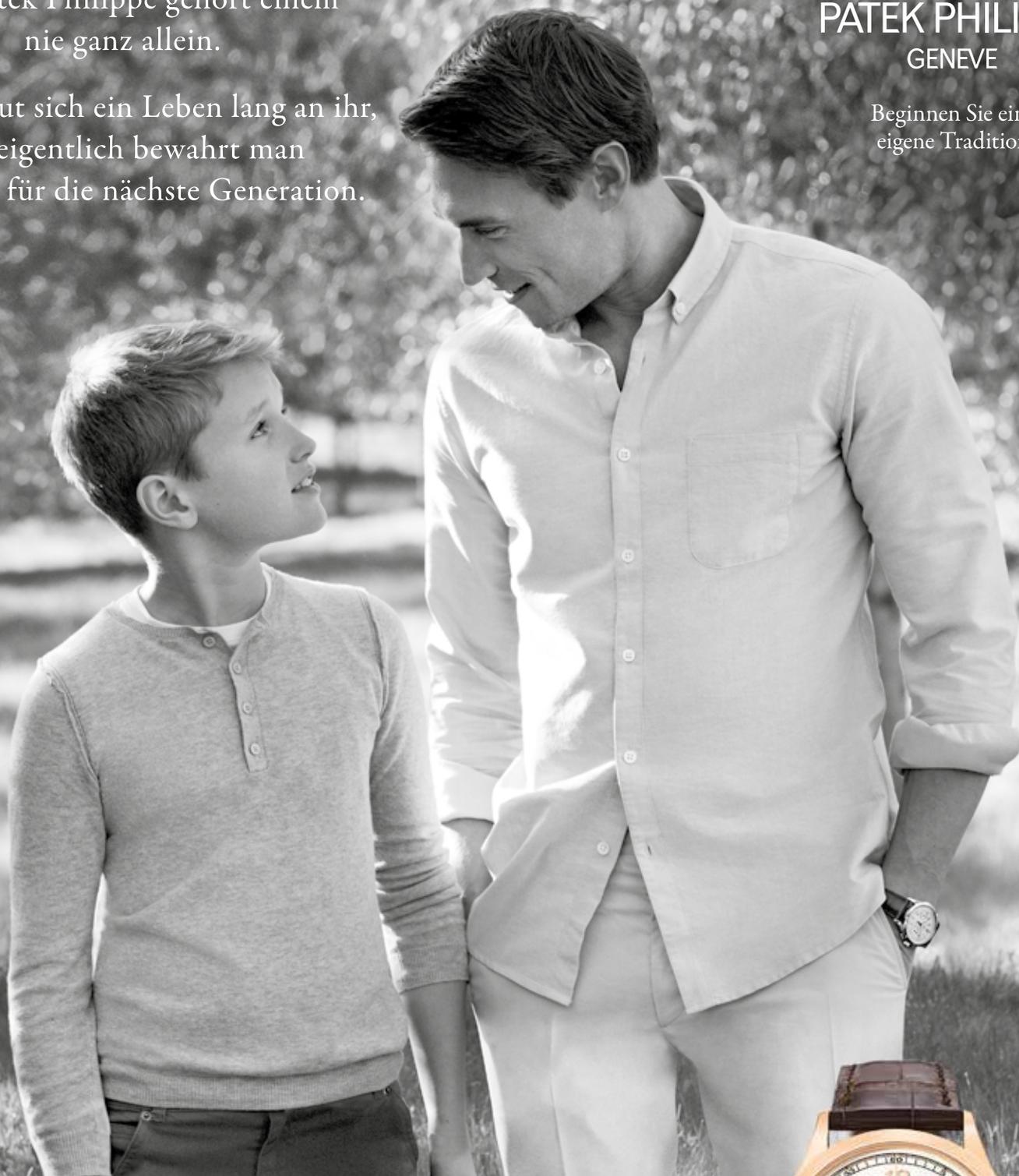


PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Chronograph Ref. 5170R